Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle (Saale).

Flugschriften des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Nr. 318

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler Bischof von Mainz (1811—1877).

Ein Charakterbild

von

Dr. Gustav Krüger,
Professor an der Universität Gießen.

Halle (Saale) 1911
Verlag des Evangelischen Bundes.

Im Jahre 1855 feierte Bischof Ketteler in einem Schreiben an die Geistlichkeit und die Gläubigen seines Kirchensprengels den hl. Bonifatius als den wahren Begründer der Größe des deutschen Volkes, der nicht nur zahlreiche Volksstämme dem Christentum gewonnen, sondern auch in diese Völker die geistigen Fundamente ihrer bürgerlichen Einigung, ihrer christlichen Staatsordnung, ihrer Größe in der Weltgeschichte gelegt habe. Dann fuhr er fort: „Als daher später diese geistige Grundlage wieder zerstört und das geistige Band zerrissen wurde, durch welches der heilige Bonifatius die deutschen Völker verbunden hatte, da war es auch aus mit der deutschen Einheit und der Größe des deutschen Volkes. Wie das Judenvolk seinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Messias kreuzigte, so hat das deutsche Volk seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit im Glauben zerriß, welche der heilige Bonifatius gegründet hatte. Seitdem hat Deutschland fast nur mehr dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören und eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen. Seitdem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geschwunden, und alle Schlösser und Riegel, alle Zuchthäuser und Zwangsanstalten, alle Kontrollen und Polizeien vermögen uns nicht das Gewissen zu ersetzen. Seitdem gehen die deutschen Herzen und die deutschen Gedanken immer weiter auseinander, und wir sind vielleicht eben jetzt mitten in einer Entwicklung begriffen, die das Verschwinden des deutschen Volkes als eines einigen Volkes vorbereitet und eine Mauer unter uns aufführt, die ebenso fest ist, als jene, die uns schon von anderen deutschen Volksstämmen trennt."

In diesen Worten liegt die Berechtigung des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, bei der Gedächtnisfeier des Mainzer Bischofs auch seine Stimme zu erheben. Ketteler freilich würde, wenn er noch lebte, uns diese Berechtigung auf das entschiedenste bestreiten. Er würde Klage führen über Entstellung seiner Worte und Verdrehung ihres Sinnes und würde zum Beleg auf die Antwort verweisen, die er in seiner Schrift über „Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens" (Mainz 1868) dem „Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangelischen Geistlichkeit Hessens" auf die Anschuldigung wegen „Verunglimpfung des evangelischen Glaubens" erteilt habe. Es sei erstens unwahr, daß er in dem ihm vorgehaltenen Satz direkt von den Folgen der Reformation spreche, denn „seit der Spaltung" sei etwas

ganz Anderes als „infolge der Reformation“. Es sei zweitens unwahr, daß er in jenem Satze behauptet habe, dem deutschen Volke sei infolge der Reformation die Treue abhanden gekommen: denn einmal spreche er nicht von der Treue überhaupt, sondern nur von der alten Treue, und dann behaupte er auch von dieser nicht, daß sie verloren, sondern nur, daß sie mehr und mehr geschwunden sei, d. h. redlich und einfach verstanden: sehr abgenommen habe. Drittens sei es, wenn möglich, noch unwahrer, daß er behauptet habe, es sei dem deutschen Volke das Gewissen abhanden gekommen; er habe nur gesagt, daß mit der alten Treue auch in demselben Verhältnis das Gewissen, in welchem diese Treue wurzelte, mehr und mehr geschwunden sei. Eine vierte grobe Unwahrheit sei es endlich, wenn man ihm die Behauptung zuschiebe, es sei infolge der Trennung eine vielfache Beschädigung der Sittlichkeit für das ganze deutsche Volk eingetreten, während er doch nur in einem beschränkten Sinn von Abnahme der alten Treue und der christlichen Gewissenhaftigkeit im allgemeinen gesprochen habe.

Dem Bischof war es mit dieser Auslegung der von seinen Gegnern als Verunglimpfung des evangelischen Glaubens empfundenen Stelle seines Hirtenbriefes vollkommen ernst. Er hat sich die Richtigkeit sogar von einem „durch seine schriftstellerischen Leistungen ausgezeichneten Fachmann“ bestätigen lassen, der ihm „nach den Regeln und Gesetzen der Sprachlehre“ eine philologische Erklärung seiner Worte zur Verfügung stellte. Dennoch wird man ihm nicht folgen können. Um „verloren“ und „abgenommen“, um „abhanden gekommen“ und „mehr und mehr geschwunden“ brauchen wir dabei nicht zu streiten. Es bleibt bestehen: Ketteler behauptet, daß es seit der Spaltung mit Treue und Glauben, mit Religion und Sitte im deutschen Volk bergab gegangen sei. Niemand wird glauben, daß er die Schuld daran bei seiner Kirche gesucht habe. In seinem Sinn liegt sie doch bei den „hochmütigen und aufrührerischen Menschen“, wie die Borromäus-Enzyklika sagte, die in der „Zerrüttung von Glaube und Sitten“ die „Erneuerung“ sahen, d. h. bei unseren Reformatoren. In seinem Sinn ist Luther das Gegenstück zu Bonifatius. Was dieser geeint und aufgebaut, hat jener zerrissen und zerstört.

Man tut Ketteler kein Unrecht, wenn man seine Worte einreiht unter die vielen Urteile katholischer Kirchenmänner und Schriftgelehrten seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die in der Reformation die eigentliche Quelle der neuzeitlichen Verirrungen sehen. Wir teilen seinen tiefen und echten Schmerz über die Spaltung in unserem Vaterlande. Wir glauben es ihm, daß seine Gedanken und seine Empfindungen, als er seine Worte niederschrieb, bei „jener glückseligen Zeit“ weilten, „wo wir noch alle ein brüderliches Volk waren und, statt in Haß und Trennung uns gegenüberzustehen, in Liebe und Eintracht verbunden waren“. Dabei mag es dahingestellt bleiben, ob er sich diese Zeit nicht doch in gar zu idealer Beleuchtung vorgestellt hat. Unbefangene Geschichtsbetrachtung lehrt jedenfalls, daß die Zeit reif war für den Bruch, denn sonst wären die fast unmittelbar nach der Spaltung einsetzenden Bestrebungen der

Kirche, ihn zu heilen und die Einheit wiederherzustellen, nicht erfolglos geblieben. Unbefangene Betrachtung lehrt uns aber auch die Unrichtigkeit der Behauptung, daß es seit der Spaltung mit Treue und Glauben, mit Religion und Sitte im deutschen Volke bergab gegangen ist. Um ein solches Urteil zu fällen, muß man eben auf dem Standpunkt der katholischen Kirche stehen, der jede Abweichung von ihren Grundsätzen, vollends die Selbständigkeit moderner Kulturentwicklung ohne Leitung der Kirche als Verkehrung göttlichen und menschlichen Rechtes erscheint.

„Mitten in einer Entwicklung“, so meinte Ketteler 1855, „sind wir vielleicht eben jetzt begriffen, die das Verschwinden des deutschen Volkes als eines einigen Volkes vorbereitet und eine Mauer unter uns aufführt, die so fest ist als jene, die uns schon von andern deutschen Volksstämmen trennt“. Die Wahrheit dieser fürchterlichen Prophezeiung haben wir erfahren müssen. Es geht eine Spaltung durch das deutsche Volk, größer fast als die politische Einheit, die, in blutigem Kampf erobert, uns zusammenhält. Mußte das sein? Ist es nicht Tatsache, daß vor nun hundert Jahren der konfessionelle Gegensatz in unserem Vaterlande so erheblich an Schärfe verloren hatte, daß man von friedlichem Nebeneinandersein der Konfessionen, von Schwesterkirchen reden durfte? Ruhte dieser Zustand nicht auf gegenseitiger Achtung? Kam nicht gerade in ihm christliche Glaubenstreue und Bruderliebe zum Ausdruck, die hinwegsehen wollten über die Unterschiede in Lehre und Bekenntnis? Gewiß, es war die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die diesen Zustand herbeiführen half, und der Katholik, wie leider auch mancher Protestant des 19. und 20. Jahrhunderts, sieht in der Aufklärung jener Zeit nur eine bedenkliche Verirrung. Zum mindesten die Beseitigung des konfessionellen Haders gehörte doch aber gewiß zum Segen der Aufklärung, und die erneute Betonung der Gegensätze von Lehre und Bekenntnis ist sicherlich keine erfreuliche Errungenschaft der späteren Zeit.

Die Entwicklung des Katholizismus im 19. Jahrhundert zeigt nun mit nicht zu verkennender Deutlichkeit, daß gerade seine Vertreter bemüht gewesen sind, die Ausschließlichkeit des religiösen Bekenntnisses immer von neuem einzuschärfen und so die Mauer aufzuführen, von der Ketteler gesprochen hat. Hat er nicht selber dazu beigetragen? Hat er nicht an hervorragender Stelle mitgewirkt, den Katholizismus in seiner schroffen Gestalt und ohne Abzug an seinen gegenreformatorischen Tendenzen wieder zu beleben und ihm zu ungeahnter, auch politischer Macht zu verhelfen? Und hat er nicht, hier sogar im Gegensatz zu manchem gutkatholischen Manne, mit Wort und Tat daran gearbeitet, Roms Einfluß auf die katholische Kirche in Deutschland in seit dem Mittelalter unerhörter Stärke zur Geltung zu bringen? Die Antwort auf diese Frage kann nur bejahend ausfallen. Sie zu begründen und dabei Kettelers Stellungnahme in religiösen, kirchlichen, sozialen und politischen Fragen aus seinem Leben und Wesen verständlich zu machen, ist der Zweck der nachstehenden Zeilen. Ihren Ton bestimmt die Größe des Gegners.

I.

Wer an der Hand von Kettelers eigenen Schriften[1]), zumal seiner Briefe[2]), und eines biographischen Leitfadens[3]) seinem Leben nachgeht, der muß vor dem Menschen Ketteler ungetrübte Hochachtung gewinnen, die sich bis zu wahrer Verehrung steigern mag. „Bitte, schildern Sie ihn nicht als einen geborenen Heiligen; denn das war er gewiß nicht." So schrieb nach seinem Tode eine Dame, die ihm in der Jugend sehr nahe gestanden hatte, an einen Vertrauten des Bischofs. „Aber", fuhr sie fort, „gerade der Kampf zwischen Natur und Gnade und der göttliche Sieg der letzteren macht sein Leben so schön, sein Beispiel so wirksam auch nach dem Tode noch." In der Tat, ein Heiliger war der junge westfälische Freiherr gewiß nicht. Von der Leidenschaftlichkeit seiner urwüchsigen Natur zeugen viele Beispiele aus seiner Jugendgeschichte. Als Knabe, so erzählt sein Schulfreund, der Freiherr August von Korff, war er fast unbändig. Wurde er vom Vater bestraft, so warf er sich wohl aus Ärger über sich selbst in leidenschaftlicher Heftigkeit auf die Erde und wälzte sich herum. Als ganz junger Mensch, berichtet seine Schwägerin, Freifrau Wilderich von Ketteler, jagte er einmal in Harkotten (dem Stammsitz seines Geschlechts, bei Warendorf im Regierungsbezirk Münster gelegen) mit seinem Vater und seinen Brüdern. Da sah der Vater und sein Bruder Klemens, wie Wilhelm plötzlich sein Gewehr wegwarf, sich in bitterster Heftigkeit auf die Erde warf, in Verzweiflung mit Händen und Füßen um sich schlagend: „Vater, schieß mich tot, ich hab' einen Hasen vorbeigeschossen." In zorniger Aufwallung zerbiß er einmal bei der Mittagstafel ein Glas. Auch einer seiner Mitschüler im Jesuitenkolleg zu Brig bezeugt Kettelers hochgradige Heftigkeit; er habe keinen Widerspruch ertragen und ziemlich oft mit seinen Kameraden Händel gehabt. „Trotzdem wurde man schnell mit ihm gut Freund, da er doch im Grunde gut war und nichts nachtrug." Auch Korff meint: „Bei Zänkereien zwischen uns Knaben war er stets zur Versöhnung bereit, und es war ein Hauptzug in seinem Charakter, daß er niemals etwas

---

1) Ein Verzeichnis der Schriften Kettelers findet man am Schluß des dritten Bandes der Pfülfschen Biographie (s. Anmerkung 3). Eine Gesamtausgabe der teilweise vergriffenen oder schwer erhältlichen Streitschriften, Abhandlungen in Broschürenform und Zeitungsaufsätze wäre ein würdiges Monument zum Gedächtnistage gewesen, jedenfalls wertvoller als die vielen Deklamationen von Freund und Feind, die schon vorliegen oder noch zu erwarten sind.

2) „Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz", gab sein Sekretär, der spätere Domkapitular Dr. J. M Raich, Mainz bei Kirchheim, 1879, heraus. Raich veröffentlichte auch des Bischofs gesammelte „Hirtenbriefe", daselbst 1904, und „Predigten", 2 Bände, daselbst 1878.

3) Die umfassendste Biographie ist die von Otto Pfülf, S. J.: Bischof von Ketteler (1811—1877). Eine geschichtliche Darstellung, 3 Bände, Mainz bei Kirchheim 1899. Zu kürzerer Orientierung ist zu empfehlen: Karl Forschner, Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, Mainz bei Kirchheim 1911; VIII, 133 S., 1,20 Mk. Ein schönes, von wärmster Empfindung erfülltes Charakterbild entwarf Graf Paul von Hoensbroech: Bischof von Ketteler, Preußische Jahrbücher, Bd. 102, 1900, S. 94—107.

nachtrug. Er erkannte seine Heftigkeit und gab sich viel Mühe, die Ausbrüche derselben zu unterdrücken, wie schwer es ihm auch oft sein mochte." Daß er seine Natur zu bändigen wußte, bewies der Göttinger Korpsbursch während der sechs Marterwochen, die ihm die Anheilung der auf der Mensur abgeschlagenen Nasenspitze eintrug. Freilich kam das Hauptverdienst dabei der Mutter zu, die nicht von seiner Seite wich.

Für die fromme Freifrau war der unbändige Sohn ein rechtes Sorgenkind. „Wenn Wilhelm nicht so fest im Glauben wäre, dann würde mir um ihn recht bange sein", äußerte sie in seiner Göttinger Zeit. Er selbst aber hat in späteren Jahren von sich sagen können, er sei ein flotter Student gewesen, aber vor Dingen, deren er sich vor der Welt zu schämen hätte, habe ihn Gott bewahrt. Vornehm vom Scheitel bis zur Sohle, ein wahrer Edelmann. Graf Paul von Hoensbroech, der als junger Mensch dem Bischof nahe gestanden hat wie wenige und der ihm über das Grab hinaus unauslöschliche Dankbarkeit bewahrt, schreibt von ihm: „Das Unedle, das Gemeine kannte er nicht, oder wenn es auch in ihm sich regte, es kam nicht auf. Lauter wie Kristall war sein Herz, und dabei von einer Großsinnigkeit, die ihres Gleichen suchte. Der Grundzug seines edeln Wesens war die Wahrhaftigkeit." Das konnte und durfte Hoensbroech schreiben, trotzdem er weiß, daß erbitterte Gegner oft genug gegen Ketteler den Vorwurf geschleudert haben, er nehme es mit der Wahrheit nicht genau. Ketteler selbst wurde in der Polemik von keinem Vorwurf empfindlicher getroffen als von diesem. Wo seine Wahrheitsliebe angegriffen oder sein Billigkeitsgefühl verletzt wurde, da ward der Berserkerzorn in ihm lebendig, und auch die Heiligkeit des Amtes hat diese Naturlaute seines Wesens kaum abzuschwächen vermocht.

„Wenn Wilhelm nicht so fest im Glauben wäre." Neben der Wahrhaftigkeit tritt die Frömmigkeit als bestimmender Zug seines Wesens hervor. Die Kettelers waren ein gut katholisches Adelsgeschlecht. Frömmelnd war die Erziehung nicht, die Wilhelm Emmanuel und seine acht Geschwister genossen. Aber die Verehrung vor der Mutter Kirche wurde ihnen mit dem frühesten eingeimpft, und zu ihren Übungen wurden sie streng angehalten. Kämpfe der Weltanschauung, zweifelndes Ringen mit dem Übersinnlichen scheinen Ketteler nie beunruhigt, geschweige aus der Bahn geworfen zu haben. Er war stets ein guter Sohn seiner Kirche, als flotter Bursch, als wilder Jäger wie als eleganter Weltmann, trotzdem ihn die Mutter gelegentlich zu fleißiger Beichte ermahnen mußte. Von Kindesbeinen an ist er daran gewöhnt worden, im Priester seiner Kirche ein höheres Wesen zu verehren. „Alles, was die Welt rein, edel, groß nennt", so schrieb er in späteren Jahren in einem Erlaß an seine Geistlichen, „schien mir Kot zu sein gegen die Würde des Priesterstandes in der katholischen Kirche". Da versteht man, daß ihm der Gedanke, in den geistlichen Stand einzutreten, auch dann noch ungeheuerlich erschien, als er sich schon ernsthaft mit ihm trug. „Um mich zum geistlichen Stande würdig umzugestalten, wären größere Wunder erforderlich, als Tote aufzuwecken", heißt es damals in einem

Briefe an seinen Bruder Richard. Nur die Gehässigkeit konfessioneller Polemik kann diese Worte gegen Ketteler ausbeuten. Liest man sie im Buche seines Lebens, so zeugen sie wie nichts anderes von der Ehrfurcht vor dem Heiligen, die ihn beseelte und die ihn, obwohl er sich, „soweit das Urteil der Menschen reicht, von jedem Makel frei erhalten hatte", sich doch als unwürdig erscheinen ließ, Gott an heiliger Stätte zu dienen. Seit jenem Briefe an den Bruder vergingen noch mehr als zwei Jahre, ehe er, im Februar 1841, den Entschluß faßte, Geistlicher zu werden.

Dabei ist nun doch nicht zu übersehen, daß dieser Entschluß nicht lediglich das Ergebnis innerer Erwägungen gewesen ist. 1833 war Ketteler nach beendetem Studium der Rechte als Auskultator oder Referendar in den preußischen Staatsdienst eingetreten. Als solcher erbrachte er durch seine ganze Haltung und in schriftlichen Arbeiten rasch den Beweis seiner Befähigung zum Verwaltungsbeamten. Kein Zweifel, daß ihm eine glänzende Laufbahn offen stand. Da kam der verhängnisvolle 20. November des Jahres 1837. An diesem Tag ließ die Regierung den Kölner Erzbischof Klemens August von Droste-Vischering kraft landesherrlicher Machtvollkommenheit aus seiner Diözese entfernen und in die Festung Minden überführen, weil er durch fortgesetzte Überschreitung seiner Amtsbefugnisse und durch gesetzwidrige Verfügungen das landesherrliche Ansehen gefährdet und die bürgerliche Ordnung gestört habe. Recht und Unrecht, Klugheit oder Unklugheit dieser Maßregel haben wir hier nicht zu erörtern. Uns beschäftigt nur der Eindruck, den sie auf die rheinischen und die westfälischen Katholiken, insbesondere den katholischen Adel, hervorrief. Und der war ungeheuer. Ketteler war, wie seine ganze Familie, gut preußisch gesinnt. Um so schwerer traf ihn das seiner Meinung nach völlig ungerechtfertigte Verfahren der Regierung gegen den von ihm hochverehrten Erzbischof. Er nahm sofort Urlaub, nach einigen Monaten seine Entlassung. „Eingetretene Verhältnisse machen es mir zur Pflicht, zurzeit aus meinen bisherigen Dienstbeziehungen zur Königl. hochlöblichen Regierung auszuscheiden", schrieb er an den Regierungspräsidenten. Ihm war dieser Schritt Gewissenssache.

Es folgt eine Zeit des Schwankens und der inneren Unruhe. Das Jahr in München bringt ihn in nahe Beziehung zu den führenden Männern im katholischen Lager, vor allem zu Görres und Phillips, die damals die von Ketteler mit Begeisterung gelesenen und seinen Freunden und Verwandten immer aufs neue empfohlenen „Historisch-politischen Blätter" gegründet hatten. Die Mystik von Görres ist seine freilich oft unverstandene Hauptlektüre. Möhlers Kirchengeschichte entzückt ihn. Brentanos Berichte von Anna Katharina Emmerich, der Nonne von Dülmen, und ihren angeblichen Offenbarungen über das Leben der Jungfrau Maria hört er skeptisch. Das Pontifikalamt in der Frauenkirche mit seiner dem Norddeutschen unbekannten Würde und Erhabenheit nimmt ihn gefangen. Daneben pflegt er ausgedehnte gesellige Beziehungen, genießt die Oper und bleibt begeistert für die Jagd, deren aufregende Freuden in seinen Briefen zu schildern er nicht müde wird. Aber er

ist unbefriedigt, denn er weiß nicht, was mit ihm werden soll. Er möchte unter der Leitung eines Mannes, der ihm volles Vertrauen einflößt, in Zurückgezogenheit leben. Zunächst sucht er sich auf einer Reise durchs Gebirge zu sammeln. Er durchwandert das Salzkammergut und Tirol. Die Frömmigkeit, die sich hier bei allen Gelegenheiten kundgibt, macht ihm den angenehmsten Eindruck. Die Reise führt ihn nach Venedig, das sein ganzes Herz gewinnt, nach Mailand, das ihn als eine Stadt der Gegenwart abstößt. Die Wintermonate 1839 auf 1840 verbringt er wieder in München. Vor der Abreise erquickt ihn eine Pilgerfahrt nach Alt-Ötting. Dann geht es in die Heimat zurück zu beschaulichem Aufenthalt in Münster und Harkotten. Noch immer fehlt die klare Entscheidung. Da hilft ihm der Bischof Reisach von Eichstätt bei einem von Ketteler herbeigeführten Gespräch „mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit über alle Schwierigkeiten des Entschlusses", die ihm „früher zehntausend chinesische Mauern zu übertreffen schienen", hinweg. „Wenn ich", so schreibt er nun an seinen Bruder Wilderich, „mit meinen eigenen Kräften einen Nachtwächterposten übernehmen sollte, so würde ich weniger beruhigt über die befriedigende Lösung dieser Aufgabe sein, als ich es jetzt bin, wo ich ganz vorzüglich und vor allem auf die Gnade Gottes rechne, um zu seiner Ehre einen Stand zu bekleiden, der so hohe Kräfte und Heiligkeit vor allen Ständen erfordert."

Im Einverständnis mit Reisach bezog Ketteler nach kurzem Aufenthalt in Eichstätt die Universität München zum Studium der Theologie. Dieses an dem von den Jesuiten geleiteten Kollegium Germanikum in Rom aufzunehmen, wie Reisach gewünscht hatte, schien angesichts des für Kleriker, die in Preußen auf Anstellung hofften, bestehenden Verbotes untunlich. Doch wollte Ketteler wenigstens auf den Segen der Jesuiten nicht verzichten. Er war nicht umsonst bei ihnen in die Schule gegangen. Vom Gymnasium in Münster hatte ihn der Vater mit noch nicht 13 Jahren weggenommen und an die Erziehungsanstalt der Jesuiten zu Brig in Wallis bringen lassen. Dort hat er fast fünf Jahre verlebt, die ihm in glücklicher Erinnerung blieben, trotzdem er den Trennungsschmerz von Eltern, Geschwistern und dem geliebten Harkotten nur schwer hatte überwinden können. Mit dem ihm gleichaltrigen Peter Roh, der später als jesuitischer Volksmissionar Deutschland durchzog, verband ihn dauernde Freundschaft. Nunmehr ging er nach Innsbruck, um bei den Jesuiten zehn Tage lang die geistlichen Exerzitien nach den Vorschriften des Ignatius von Loyola durchzumachen. Unter dem frischen Eindruck dieser Übungen schrieb er im Herbst 1841 an seine Schwester Sophie: „Es ruht ein unendlicher Segen auf den geistlichen Übungen des hl. Ignatius. Sie sind vom Anfang bis zum Ende bewunderungswürdig in betreff der tiefen Weisheit, mit der sie geordnet, und der besonderen göttlichen Gnade, die diese Übungen begleitet. Um sein geistiges Leben auf eine sichere Grundlage zu bauen dem Schwanken und der Ungewißheit gegenüber, in die wir durch unsere Schwäche und die immerwährenden Berührungen mit der Welt geraten, kenne ich kein besseres Mittel als diese Exerzitien." Und dieser

Eindruck blieb ihm unvermindert. Mehrfache Wiederholung verstärkte ihn sogar, und die Bewunderung für die Exerzitien wie die Hochachtung vor dem Jesuiten im persönlichen Verkehr verdeckten ihm lebenslang den Einblick in das eigentliche Wesen des Jesuitismus, das ihn nach dem Zeugnis des Grafen Hoensbroech „instinktiv mit Abneigung“ erfüllte. War er es doch, der später den jungen Hoensbroech von seiner Absicht, in den Orden einzutreten, zeitweilig abzubringen wußte.

An seinen Münchener Lehrern zog ihn vor allem der Geist der Frömmigkeit an, mit dem sie ihre Wissenschaft vortrugen. „Eine tüchtig benutzte Kniebank ist mir bei einem Professor namentlich der Dogmatik von größerem Wert wie einige Folianten mehr im Kopfe.“ So kam es, daß er sich vor allem an Windischmann, den er sich zum Beichtvater wählte, anschloß, während er vom Geiste Döllingers kaum berührt worden zu sein scheint. Davon, daß ihm die Wissenschaft als solche Teilnahme abgewann, erfährt man nichts. Er war eben doch schon über dreißig Jahre alt geworden und viel zu sehr von den Problemen des praktisch-kirchlichen Lebens erfüllt, als daß er rein gelehrter Beschäftigung hätte Geschmack abgewinnen können. Eine Theologie, die sich in irgend welchem Maße dem Gängelband der Kirche entzieht, war ihm schon damals und ist ihm immer ein Greuel geblieben. Eine solche Theologie, noch dazu eine vom Geist der Aufklärung angefressene, hatte Georg Hermes in Bonn vertreten, dessen Lehren trotz des römischen Bannstrahls, der sie 1835 getroffen hatte, im rheinischen und westfälischen Klerus weitverbreitet waren. Die Hermesianer aber waren für Ketteler Gegenstand leidenschaftlichen Hasses. Als er auf einer Reise eine Frühstunde benutzte, um im Kölner Dom Messe zu hören, war für ihn die einzige Störung der Gedanke, daß der Priester am Altar ein Hermesianer sein möchte. Und aus München schreibt er: „Wenn Windischmann nach Münster berufen würde, dann stünden in ein paar Jahren die Hörsäle der Hermesianer in Bonn ganz leer, und so hörte doch endlich der grenzenlose Skandal auf, daß diese Verwüster der Kirche noch immer ihr Gift den jungen Leuten ins Herz zu streuen fortfahren.“ Aufmerksam verfolgte er die Politik, freudig jedes Symptom begrüßend, daß es mit der katholischen Sache vorwärts gehe, zornig und haßerfüllt, wenn er die preußische Regierung auf kirchenfeindlichen Wegen zu ertappen glaubte. Als Bunsen, der als Gesandter in Rom bei der Droste-Vischering-Affäre eine dem strengen Katholiken unerfreuliche Rolle gespielt hatte, Gesandter beim schweizerischen Bundesrat in Bern wurde, meinte Ketteler: „Jedenfalls ist diese Anstellung kein Schritt zum Frieden und gewiß wird dieser — — Mensch, seiner Schmach in Rom gedenkend, Rache schnaubend sein Amt übernehmen . . . Doch schlimmer und verschlagener wie der Teufel ist Bunsen gewiß nicht und dieser hat schon oft seine Waffen strecken müssen.“

Mit dem Sommersemester 1843 ging die kurze Studienzeit zu Ende. Vor seinem Weggang von München ließ sich Ketteler in die „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder“ aufnehmen. In der letzten Beichte ermahnte ihn Windisch-

mann, nie bei der Vorbereitung zur heiligen Kommunion nachzulassen, immer das eigene Seelenheil vor allem andern im Auge zu behalten, sich immer dem sakramentalischen Gehorsam, wenn auch gegen einen ganz einfachen, wenn nur guten Priester zu unterwerfen. Am 1. Juni 1844 ward er zum Priester geweiht, im Herbst Kaplan in Beckum (Regierungsbezirk Münster), zwei Jahre später Pfarrer in Hopsten.

Wenn ein Mann wie Ketteler, aus hochangesehener Adelsfamilie, mit Fürsten und Grafen verschwägert, den geistlichen Beruf ergreift, so kann man mit Sicherheit voraussagen, daß er nicht dazu bestimmt ist, sein Leben als Landpfarrer zu beschließen. Auch Ketteler konnte darüber nicht in Unkenntnis sein. Dennoch ist an seinem ehrlichen Wunsch, einfacher Pfarrer zu bleiben, nicht zu zweifeln. Diesem Beruf entsprach ein Zug seines Charakters, der sich mit der Aufrichtigkeit und der Frömmigkeit zu einem schönen Dreiklang vereint: die christliche Bruderliebe. Er war durchdrungen von der Überzeugung, daß ihm als Priester von Gott die hohe Aufgabe gestellt sei, auch dem Geringsten dieser Brüder zu dienen und sein geistliches wie leibliches Wohl mit allen Kräften zu fördern. Was ihn als Bischof groß gemacht hat, das tätige Eingreifen in die soziale Frage, dazu hat er in Beckum und Hopsten als Gemeindepfarrer den Grund gelegt. Von seiner ersten Predigt in Hopsten ist eine Skizze erhalten geblieben. Darin feiert er die Stellung des Priesters in seiner Gemeinde, aber er betont auch die Schwere seiner Pflicht: „Er hat große Gewalt, aber er soll sie nur dazu brauchen, um allen gleichsam die Füße zu waschen.“ Und am Schlusse heißt es: „Um Jesu Christi willen will ich euer Diener sein, der Diener des Ärmsten wie des Reichen, des Kindes wie des Erwachsenen. Ich will euch dienen mit meiner Zeit; sie soll euch ganz angehören. Ich will euch dienen mit meinem Einkommen und Vermögen. Ich will euch dienen mit den Kräften meines Leibes. Ich will euch dienen mit meinem Verstande. Ich will euch dienen mit meinem Herzen.“ Solches Bekenntnis findet einen Widerhall in den Worten des Bauern, der auf die Frage nach dem neuen Pastor antwortete: „Jou, wie hewwt 'n däftigen Pastor. He is stark in'n Kopp, he is stark in'n Büel (Beutel), he is stark in Budden (Knochen).“ Knapper und sicherer konnte man ihn nicht charakterisieren, damals und später. Die Aufopferung, mit der er sein tatenreiches Leben in den Dienst seines Amtes gestellt hat, ist aus innerstem Drange eines frommen und werktätigen Wesens hervorgegangen.

Das Jahr 1848 führte ihn vor neue Aufgaben. Aus der Wahlurne war sein Name als der des Abgeordneten zum Frankfurter Parlament für den Kreis Tecklenburg hervorgegangen. Vergebens hatte Ketteler versucht, seinen Beichtvater, der die Wahl wünschte, umzustimmen. Der hatte ihm nur geantwortet: „Ich erkenne den Willen Gottes darin, daß Sie dorthin gehen, und ich werde persönlich durch den ganzen Kreis gehen und die Leute ermuntern, daß Sie gewählt werden.“ Als Redner ist er in den Verhandlungen nicht hervorgetreten, aber er ist ihnen mit größter Aufmerksamkeit gefolgt, und es sind Konzepte erhalten, die zeigen,

daß sich ihm die Gedanken über das Verhältnis von Freiheit, Autorität und Kirche klärten, die er in seinen Schriften später immer wieder vorgetragen hat. Zwei Handlungen aber machten seinen Namen schon jetzt weithin bekannt: die Leichenrede an den Gräbern des Generals von Auerswald und des Fürsten Lichnowsky, der Opfer des Barrikadenkampfes vom 18. September, in der er „die Männer, welche Christus, das Christentum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verlachen, verspotten und mit ihrem niederen Geifer beflecken", für die fürchterliche Tat verantwortlich machte; und die Predigten über „die großen sozialen Fragen der Gegenwart", die er in der Adventszeit im Mainzer Dom gehalten hat. Eine Rede bei der ersten Versammlung des katholischen Vereines Deutschlands im Oktober zu Mainz hatte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

Seine Tage in Hopsten waren nunmehr gezählt. Im April 1849 ließ der Kultusminister bei ihm anfragen, ob er geneigt sei, die Stelle des Propstes zu St. Hedwig in Berlin, des ersten katholischen Geistlichen in der Hauptstadt, anzunehmen. Ketteler lehnte ab; ihm schwindelte bei dem Gedanken an eine Stellung mit solcher Verantwortung. „Nur wenn ich den Befehl meines geistlichen Obern vor mir habe und so den Willen Gottes in ihm vernehmen muß, werde ich mich blindlings jedem Berufe hingeben." Erst als der Bischof von Münster auf der Annahme des Rufes bestand, erklärte er sich bereit. Aber noch in einem Briefe an den Fürstbischof von Breslau sprach er die Hoffnung aus, daß dieser ihm in Berücksichtigung seiner Unfähigkeit die kanonische Einsetzung verweigern werde, selbstverständlich ohne Erfolg. Als Propst sah er sich sehr bald „in der peinlichen Lage eines vollendeten Konfliktes" zwischen den Staatsgesetzen und seinem Gewissen. Das die Verfassung der Hedwigskirche regelnde königliche Statut schien ihm wesentlichen Grundsätzen der Hierarchie der katholischen Kirche zu widersprechen und den Pfarrer in eine Abhängigkeit vom Staate zu bringen, die es ihm unmöglich mache, seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen. Die weitere Entwicklung seiner persönlichen Verhältnisse überhob ihn der Schwierigkeit, den Konflikt durchkämpfen zu müssen; denn schon am 15. März 1850 bestätigte Papst Pius IX. Kettelers Wahl zum Bischof von Mainz.

Das Domkapitel hatte zuerst den Professor Leopold Schmid in Gießen gewählt, und dieser hatte die Wahl, die der Regierung genehm war, bereits angenommen. Denunziationen aller Art machten ihn beim Papste unmöglich. Bei der dem Kapitel auferlegten Neuwahl war Ketteler an die erste Stelle gerückt. Seiner dem Papste vorgetragene Bitte, von ihm absehen zu wollen, wurde nicht entsprochen. Nunmehr meldete er dem Großherzog, daß er dem Rufe seines geistlichen Oberhirten folgen werde und dieser Pflichterfüllung alle persönlichen Rücksichten opfere, die ihm die Übernahme eines solchen Amtes zu dem schwersten Opfer machten, das er darbringen könne. „Ew. Königliche Hoheit wollen hochgeneigtest in dieser Handlungsweise die Gesinnung anerkennen, die mich antreiben wird, auch gegen meine politische Obrigkeit den Gehorsam zu üben, den ich ihr schuldig bin. Der Gehorsam gegen die geistliche und weltliche Autorität wurzelt in meinem Glauben an Gottes-Vorsehung und Anordnung und ist unerschütterlich, wie dieser Glaube selbst. Die Erfüllung des Gebotes Gottes, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, wird daher fortan wie bisher mein ernstes Bestreben sein." Über die Tragweite dieser Sätze ist er sich sicher ganz klar gewesen. Am 25. Juli 1850 empfing er im Dom durch den Erzbischof Vicari von Freiburg die Bischofsweihe. Von diesem Augenblicke an war er die Triebkraft aller Bestrebungen, die auf die Wiederherstellung der Ansprüche der katholischen Kirche in Deutschland nach den Grundsätzen des tridentinischen Konzils abzielten. Sein Name bedeutete ein Programm.

II.

Als Ketteler den Mainzer Bischofsstuhl bestieg, hatte die rückläufige Bewegung gegen den Katholizismus der Aufklärungszeit längst eingesetzt. Vergegenwärtigen wir uns in Kürze, was diese Zeit für die katholische Kirche in Deutschland bedeutet hatte. Zunächst und vor allem eine Lockerung der Bande mit Rom bis zu einem Grade, daß sie der Lösung fast gleichkam. Darüber, daß „das Papsttum, so wie es dermalen besteht, in bleibendem Kampf mit der weltlichen Gewalt und mit dem Geist des Jahrhunderts seinem Untergang entgegengehe", wie es in einem Bericht der bayerischen Regierung in Innsbruck an das Ministerium des Innern in München vom Jahre 1808 heißt, war man sich in aufgeklärten katholischen Kreisen einig. Andrerseits galt ein Bund der Kirche mit der weltlichen Gewalt und dem Geist des Jahrhunderts als selbstverständlich. Man nahm keinen Anstoß daran, daß der Staat auch die inneren Angelegenheiten der Kirche regelte, daß er in der Vermögensverwaltung, in der Gottesdienstordnung und in der Seelsorge das entscheidende Wort sprach. Man entzog sich aber auch dem Einfluß nicht, den die aufklärerische Philosophie und Theologie im deutschen Geistesleben behauptete. Kants Kritiken wurden zum Rüstzeug auch für die katholische Theologie, und deren Vertreter empfanden es als Pflicht, beim Aufbau der Glaubenslehre einen Ausgleich mit der Weltwissenschaft anzustreben. „Die Scheidewand, welche ehedem zwischen Katholiken und Protestanten war und die auch zum Teil durch unerlaubte Mittel, nämlich durch wahre wechselseitige Gehässigkeiten und unzeitiges Geschimpfe aufrecht erhalten wurde, ist ziemlichermaßen hinweggerückt worden", meinte Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Würzburg († 1795), ein tief religiöser und unablässig auf das Wohl seiner Diözese bedachter Mann. In die katholischen Gesangbücher drangen die frommen Weisen Klopstocks, Gellerts und ihrer Schüler. Schon wird die Frage aufgeworfen, ob nicht eine theologische Fakultät für beide Konfessionen genügen möchte, wobei dann nur die Professur der praktischen Theologie doppelt zu besetzen wäre. Und 1805 überreichte Franz Oberthür, Professor der katholischen Dogmatik an der Universität Würzburg, einem Protestanten das Diplom eines Doktors der Theologie. Das klingt unseren Ohren fast wie ein Märchen.

Nun war solche Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist nie ohne Widerspruch geblieben, auch damals nicht, als sie den Sieg errungen zu haben schien. Daß der Widerspruch immer kräftiger anschwoll, daß schließlich ein Rückschlag erfolgte von ungeahnter Stoßkraft, findet seine Erklärung in den allgemeinen Verhältnissen. Der furchtbare Zusammenbruch bürgerlicher und kirchlicher Ordnung in der französischen Revolution, die dämonische Gewaltsamkeit, mit der Napoleon im europäischen Festland alles Bestehende erschüttert oder hinweggefegt hatte, die Notwendigkeit des Neubaues, die sich nach dem Sturze des Kolosses den Staatsmännern aufdrängte, nicht zuletzt aber der Umschwung, der sich unter dem Eindruck dieses Weltgerichts in Kopf und Gemüt der führenden Geister der Nation vollzog, das alles wirkte umgestaltend auch auf die Auffassung von der katholischen Kirche und ihren Aufgaben. Die Blicke richteten sich wieder auf den Felsen Petri, der eben jetzt aus der Brandung, die ihn verschlungen zu haben schien, stolz und unversehrt emportauchte. Es werden Stimmen laut, die die Befreiung der Kirche aus den sie umklammernden Armen des Staates fordern. Wo immer man in Lehre und Leben die Einwirkung des Zeitgeistes zu spüren meint, wird Klage erhoben über Verrat am Heiligsten. Reformation und Revolution, Aufklärung und Gottlosigkeit werden durcheinander geworfen oder einander gleichgesetzt. Luther wird die Wurzel alles Übels.

Wie sich dieser Umschwung im einzelnen vollzogen hat, kann hier nicht dargelegt werden.[1]) Selbst der Geschichtskundige wird immer wieder überrascht von der Schnelligkeit des Prozesses. Den Diplomaten des Wiener Kongresses lagen die Vorschläge vor, mit denen Ignaz Heinrich von Wessenberg, der vom Papst nicht bestätigte Weihbischof von Konstanz, für die Herstellung einer deutschen Nationalkirche im Einvernehmen mit dem Staat und ohne Rücksicht auf die Ansprüche der Kurie eintrat. Kaum zwanzig Jahre später befinden sich die Erzbischöfe von Köln und Posen in voller Auflehnung gegen staatliche Verordnungen und stützen sich dabei auf ihr Gewissen und auf den päpstlichen Stuhl. Görres erblickte in den Kölner Ereignissen die „Reaktion des Katholizismus gegen den Übermut und die Tyrannei der Reformation in ihrer letzten Form“. Stolberg hatte noch 1819 als guter Katholik geschrieben: „Gegen die Person Luthers, in dem ich nicht nur einen der größten Geister, die je existiert haben, verehre, sondern auch eine große Religiosität, werde ich nie einen Stein aufheben.“ Döllinger dagegen entblödete sich nicht, 1843 in seinem Sendschreiben an Harleß die verruchten Worte drucken zu lassen: „Ich habe mich neuerdings mit den Schriften des Wittenberger Reformators beschäftigt, aber niemals ohne jene geistigen Verwahrungs- und Absperrungsmittel vorzukehren, wie wir sie körperlich anzuwenden pflegen, wenn wir unseren Weg durch einen unsauberen Ort oder eine stinkende Pfütze nehmen.“ Und als kurz darauf der Münchener Hofprediger Eber-

1) Vgl. Mirbt, Der Ultramontanismus im 19. Jhd. (Halle, Verlag des Ev. Bundes, 20 Pf.), und Anrich, Der moderne Ultramontanismus (Tübingen, Mohr, 48 S., 50 Pf.).

hard von dem Regensburger Bischof wegen seiner heftigen Ausfälle gegen den Protestantismus getadelt wurde, antwortete er: „Alle diejenigen, die noch der Richtung des katholischen Klerus, wie sie so vielfach am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland sichtbar war, angehören, werden freilich mit meinem Benehmen in keiner Weise einverstanden sein. Allein wir haben jetzt eine andere Zeit, und die bessere Richtung des kirchlichen Sinnes wird über jene Männer hinwegschreiten und wird sie stehen lassen.“

Ketteler nun war durch Geburt, Charakter und Erziehung bestimmt, ein Führer dieser neuen Richtung zu werden. Dem Jesuitenschüler ward die demütige Verehrung des Stellvertreters Christi in Rom wirkliches Bedürfnis seiner Frömmigkeit. In dem Fürstbischof von Breslau, Graf Sedlnitzky, der in der Frage der gemischten Ehen den Standpunkt der Regierung einnahm, sah er einen „gemeinen Verräter“. Wie er über die Hermesianer dachte, erfuhren wir bereits. Scharfe Äußerungen des jungen Ketteler über den Protestantismus sind uns nicht überliefert; aber es hätte mit wunderbaren Dingen zugehen müssen, wenn der Schüler von Görres und Döllinger, der eifrige Leser der Historisch-politischen Blätter, nichts von dem Protestantenhaß seiner Lehrer und Freunde in sich aufgenommen hätte. Seine Seele war erfüllt von der Majestät des Gottesgnadentums seiner Kirche. Alle Zugeständnisse, die die Diener dieser Kirche jüngst der Welt und den neuzeitlichen Lebens- und Staatsanschauungen gemacht hatten, waren ihm von Grund des Herzens zuwider, weil sie dem Geist der Kirche Hohn zu sprechen schienen. Er sah das Heil nicht nur der deutschen Katholiken, sondern des deutschen Volkes in der Wiederaufrichtung eines starken, freien, seine Ansprüche rücksichtslos durchkämpfenden Kirchentums. Es galt, diesem Kampf die Richtung zu weisen.

Eine der ersten Handlungen des neuen Bischofs war die Lahmlegung der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen. 1830 errichtet, war diese Fakultät für die Vertreter der strengen Richtung von Anfang an ein Stein des Anstoßes gewesen. „Auch dem blödesten Auge mußte einleuchten, daß Ort und Komposition dieser Anstalt einem katholischen Bischofe nicht genügen können“, meint Windischmann in einem nach dem Ereignis an Ketteler gerichteten Brief. Freilich hatte Kaiser, Kettelers Vorgänger auf dem Stuhl von Mainz, nicht so geurteilt. Aber unverkennbar ist, daß es Theologieprofessoren und -studierenden nach dem Herzen Kettelers nicht bekömmlich sein konnte, die recht eigentlich protestantische Luft an der Universität Gießen zu atmen. Auch besaß der Bischof in Mainz ein nach den Grundsätzen des tridentinischen Konzils errichtetes Seminar, dessen Lehrplan er nur neuzugestalten und dessen Lehrer er nur zu überwachen brauchte, um des Erfolges in seinem Sinne sicher zu sein. Unbekümmert um den Einspruch der Regierung eröffnete Ketteler zu Beginn des Sommersemesters 1851 das neu eingerichtete Seminar. Der Erfolg war durchschlagend, kein Theologe ging nach Gießen.

Die so naheliegende Frage, ob er nicht durch Vernichtung der Fakultät seine Diözese eines wichtigen Bildungsfaktors beraube, hat sich der Bischof

wohl gar nicht gestellt; er hätte ja versuchen können, auf Umgestaltung der Fakultät nach seinen Grundsätzen zu dringen. Aber ihm schien der Unterricht an einer staatlichen Universität für einen Theologen unter allen Umständen verderblich zu sein. Er teilte ganz die Ansicht, der Windischmann ihm gegenüber Ausdruck gab: „Unsere theologische Doktrin steht faktisch außer der Kirche, und es bemächtigt sich dadurch allmählich auch der tüchtigsten Männer — ich nehme selbst Döllinger nicht aus — ein Geist, der uns zu den übelsten Dingen führen kann." Er war sich auch ohne jedes Schwanken darüber klar, daß er im Gewissen verpflichtet sei, so zu handeln, wie er gehandelt hat. „Ich bin bei dieser Maßregel", schreibt er an den letzten Dekan der Fakultät, der bei ihm über die ihm und seinen Kollegen widerfahrene Behandlung Klage geführt hatte, „lediglich von der Überzeugung geleitet gewesen, daß die Kirche von mir diese Einrichtung verlange, und daß ich nach positivem Rechte befugt sei, die Lehranstalt an meinem Seminar wiederherzustellen." Diese Äußerung ist für ihn bezeichnend. Er hätte sie nach jeder Amtshandlung tun können. Daß andere zum mindesten darüber, was ihm nach „positivem Recht" zustand, abweichender Meinung sein konnten, hat ihn nie gekümmert. Andrerseits hat er stets einen merkwürdig sicheren, durch seine juristische Vorbildung unterstützten Instinkt für die Grenzen besessen, die seinen oder den von ihm vertretenen kirchlichen Ansprüchen durch anerkannte Rechte anderer gesetzt sein konnten.

Das zeigte sich auch bei seinem Verhalten zu der Denkschrift, die die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz im Frühjahr 1851 an die Regierungen richteten. Im Einklang mit den Erklärungen des Gesamtepiskopates gelegentlich der Würzburger Bischofsversammlung von 1848 wurde hier freie Verfügung der Kirche über ihre Geistlichen, Leitung und Überwachung des niederen und des höheren Religionsunterrichtes, Freiheit des Kultus und des kirchlichen Lebens, freie Wahl der Bischöfe und ihrer Beamten, freie Vermögensverwaltung, Einfluß der Kirche auf die Schule, die Bildung und Anstellung der Lehrer, endlich Abschaffung des Plazets, d. h. der landesherrlichen Genehmigung zur Veröffentlichung päpstlicher und bischöflicher Erlasse, gefordert. Es versteht sich, daß Kettelern alle diese Forderungen aus der Seele gesprochen waren. Aber in bezug auf eine von ihnen hat er weiterhin doch einem abweichenden Standpunkt das Wort geredet. Er meinte, daß zwar ein Einfluß der Kirche auf die religiöse, nicht aber auf die ganze Unterweisung und Erziehung in Anspruch zu nehmen sei, und antwortete, als ihm von bischöflicher Seite Vorwürfe gemacht wurden, daß er dem Staat in bezug auf die Schule zu viel einräume: er sei bemüht, „für die Kirche alle die Rechte zu reklamieren, die ihr nach ihrer göttlichen Verfassung und nach dem positiven Rechte zustehen, dagegen aber auch nichts zu fordern, was zwar an sich höchst nützlich und wünschenswert, oder selbst in einer katholischen Weltordnung begründet, dennoch aber nicht mit Notwendigkeit aus ihren Dogmen oder aus ihrem positiven Rechte abgeleitet werden könne."

Dabei mußte ihn seine Überzeugung, daß das Staatskirchentum der Aufklärungszeit, das in den bestehenden Gesetzen weiterlebte und mittels ihrer gehandhabt wurde, mit dem Wesen der Kirche unverträglich sein, fortgesetzt in innere und äußere Konflikte führen. Als die badische Regierung im November 1853 dem Freiburger Erzbischof, Hermann von Vicari, wegen unbotmäßigen Verhaltens die Ausübung seines Amtes, allen Priestern und katholischen Christen aber den Gehorsam gegen ihren Oberhirten untersagte, dünkte das Kettelern eine Ungeheuerlichkeit. In einem Hirtenbrief an seine Diözesanen erörterte er den Fall, betonte die auch von ihm anerkannte Pflicht der Gläubigen, „der weltlichen Obrigkeit in allen erlaubten Dingen Gehorsam zu leisten", und fuhr dann fort: „Aber dieser Gehorsam, der auch in Ketten noch treuer sein wird als der Gehorsam so vieler Lohndiener, die unter dem Scheine, die Rechte und Interessen ihrer Fürsten zu vertreten, die Grundlagen alles Rechtes und aller rechtmäßigen fürstlichen Gewalt erschüttern, darf uns nicht abhalten, das Wort zu erheben, wenn man Hand an den Bestand der katholischen Kirche legt, jener Kirche, die auch auf unserem deutschen Boden mit dem Blute der Märtyrer gepflanzt ist, jener Kirche, der Deutschland alles Wahre, Große und Gute und jene Treue verdankt, die einst sprichwörtlich geworden, jetzt aber mehr und mehr verschwindet, jener Kirche, die außer ihrem göttlichen Rechte ein so wohlverbürgtes altes menschliches Recht in Deutschland hat und dennoch jetzt allein ohne Schutz ist. Ihre Lehrstühle hat man ihr entzogen, ihre Kinder nimmt man ihr in der zartesten Jugend vom Herzen und nun soll sie auch ihre eigenen Priester nicht mehr bestellen dürfen." Der aufmerksame Leser hört hier schon die Töne, die im Bonifatius-Hirtenbrief, von dem unsere Betrachtung ausging, angeschlagen werden. Jedenfalls sind sie das Leitmotiv für Ketteler gewesen, nach dem er beurteilt sein will.

Auch die Verhandlungen mit der hessischen Regierung, die zu der vielberufenen Konvention von 1854 führten, sind unter diesen Gesichtspunkt zu rücken, soweit Kettelers Persönlichkeit dabei in Frage steht. Unter vollkommener Anerkennung des Wohlwollens, mit dem die Regierung ihre katholischen Untertanen behandelte, blieb er dabei, daß es ihr nicht zustehe, „das auf unmittelbar göttlicher Institution beruhende Regierungsrecht der kirchlichen Hierarchie an sich zu ziehen und so prinzipiell und mehr oder minder auch faktisch der Kirche innerstes Sein und Wesen anzugreifen und zu vernichten". Die Kirche habe an Papst und Bischöfen ihre Regenten und könne sich niemals die Landesherren an deren Stelle setzen lassen. Als die Verhandlungen sich hinzogen, schrieb er: er fühle sich im Gewissen verbunden, jeden sich darbietenden Ausweg zu betreten, auf welchem das den Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz und ihm vorgesteckte Ziel erreicht werden könne, aber es sei eben nur jenes Pflichtgebot seines Gewissens, was ihn nach so langem Zuwarten vermögen könne, mit der Ausführung der bischöflichen Beschlüsse noch länger zu warten. Die Regierung, an deren Spitze der Minister Frh. von Dalwigk stand, gab nach. Der Bischof erreichte alles,

was er auf Grund der Denkschrift glaubte verlangen zu müssen. Das Kirchenrecht der Aufklärung war mit einem Schlage beseitigt. Die Konvention zu veröffentlichen, wagte die Regierung nicht. Ihre Geheimhaltung rief später den lebhaftesten Widerspruch in Kammer und Presse hervor. Als sie 1866 aufgehoben wurde, geschah es mit Zustimmung Kettelers, der ihrer angesichts der Zusicherung, daß „den Rechten der Kirche deshalb kein Abbruch geschehen" solle, entraten zu können glaubte.

Inzwischen hatte er sich der Verwaltung seiner Diözese mit höchstem Eifer, aber auch mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Herrschernatur gewidmet. Es ist nur eine Stimme darüber, daß seine Amtsführung eine vollkommene Umwälzung aller Verhältnisse bedeutete. Es hat wohl kaum jemals ein deutscher Bischof das kirchliche Leben in seiner Diözese so rasch und so vollständig in neue Bahnen zu leiten verstanden. Daß es dabei ohne Gewaltsamkeit nicht abgehen konnte, versteht sich von selbst. Aber es gewährt doch ein besonderes Interesse, den Gegensatz zu verfolgen, den des Bischofs Maßnahmen in seinem eigenen Klerus hervorriefen. Die Klage darüber, daß die Geistlichen von ihrem Bischof „ganz nach den launenhaften Eingebungen seines ungewöhnlich reizbaren Charakters, sehr oft mit Geringschätzung und Härte von ihm abgestoßen werden", führte einmal sogar zu einer Beschwerde an den Erzbischof. Und es läßt tief blicken, daß sich das Domkapitel veranlaßt sah, in einer Eingabe an seinen Bischof ihm seine „allzugroße Heftigkeit" vorzuhalten und ihm in aller Ehrerbietung „vor Gottes Angesicht zu erklären, daß seine Reizbarkeit in einem Grade, wie er selbst ganz gewiß nicht erkenne", das „Maß des Erträglichen" überschreite. Wenn man bedenkt, daß unter dieser Eingabe die Namen Lennig, Moufang, Heinrich standen, also die Namen der dem Bischof und seiner Politik treuergebenen Männer, so ist das Urteil auf Selbstherrlichkeit gewiß nicht unberechtigt. Wie wenig ihn diese Männer zu beeinflussen vermochten, wenn er sich auf eine Sache versteift hatte, wie er selbst das gute Einvernehmen mit diesen ihm so wertvollen, ja unentbehrlichen Hilfsarbeitern aufs Spiel setzte, wenn es ihm darauf ankam, seinen Willen durchzusetzen, läßt sich mit zahlreichen Beispielen belegen. Aber er hielt es auch nicht für unter seiner Würde, den ihn tadelnden Domherren zu erwidern, daß er seine Heftigkeit gerne als Fehler und Sünde anerkenne, und daß ihm der Vorfall ein ernstlicher Antrieb sein werde, gegen diesen Fehler anzukämpfen.

Daß solche Rücksichtslosigkeit und Gewaltsamkeit Ketteler zu einem unbequemen und verhaßten Anwalt konfessioneller Fragen machen mußten, liegt auf der Hand, und die Entrüstung, die sich bei Deutschkatholiken und Protestanten gegen ihn ansammelte und sich von Zeit zu Zeit in scharfer Zurückweisung und heftigem Angriff entlud, beweist es. Mit den in Mainz zahlreich vertretenen und in der Bürgerschaft einflußreichen Deutschkatholiken kam der Bischof sofort aneinander. Sein erster Fastenhirtenbrief handelte vom Deutschkatholizismus, der mit der katholischen Kirche gar nichts gemein habe, vielmehr der Inbegriff aller Irrlehren sei, welche die Kirche jemals, im heiligen Geiste versammelt, verworfen

habe. Im nächsten Jahre sprach er in Anlehnung an den Namen des Führers der Deutschkatholiken nur noch vom Rongeanismus, der jedes geistige Band zwischen sich und dem Christentum zerrissen habe. „Kinder, die in dem Geiste dieser Sekte getauft werden, erhalten nur den Schein der Taufe und gehören nicht dem Christentum an." Es konnte nicht ausbleiben, daß ihm der Kaufmann Christian Scholz nachdrücklich diente und seine Einmischung als Anmaßung zurückwies.

Tiefere Wirkungen noch brachte sein Auftreten bei den Protestanten hervor. Das Verhältnis zwischen beiden großen Konfessionen war bisher, der allgemeinen Lage entsprechend, auch in Rheinhessen friedlich, ja freundschaftlich gewesen. „Wenn Bischof Kaiser", heißt es in einer Broschüre von 1868, „in konfessionell gemischten Landstrichen oder Gemeinden erschien, etwa um dort zu firmen, so lud er nicht selten auch evangelische Geistliche zur Tafel; diese wiederum besuchten seine Gottesdienste und viele von ihnen rechneten es sich zur Ehre, ihm ihre Aufwartung zu machen und ihm Achtung zu bezeigen." Kein Streit in gemischten Ehen, kein Streit wegen der Kindererziehung in solchen Ehen. „Die Konfessionsgemeinden lebten in Ruhe nebeneinander, gingen an vielen Orten in Frieden in dasselbe Gotteshaus, hatten denselben Lehrer, dieselbe Schule, dieselben Schulbücher." Das wurde jetzt anders. Die einseitig katholische Auffassung, mit der Ketteler von Anfang an die konfessionellen Fragen betrachtete, die Unfehlbarkeit, mit der er diese Auffassung als die allein richtige urbi et orbi verkündigte, mußte reizen und als Störung des konfessionellen Friedens empfunden werden. Wie er über die Reformation dachte, darüber konnte man nach dem Hirtenbrief von 1855 nicht im Zweifel sein. Die Auslegung, die er im Hirtenbrief von 1863 dem Artikel von der Kirche gab, mußte verletzen; die Entschiedenheit, mit der er sich 1867 gegen die gemischten Ehen aussprach, die Kritik, die er dabei an der protestantischen Auffassung des Ehebundes übte, erregte die Gemüter aufs äußerste. Dazu kam die Unterstützung, die der Bischof den Volksmissionen der Jesuiten zukommen ließ. Ein gehässiger Artikel im Gustav-Adolf-Kalender über die Jesuiten brachte die katholische Geistlichkeit in Harnisch, die in einer Eingabe beim Großherzog dagegen vorstellig wurde und über Störung des religiösen Friedens klagte. Die evangelische Geistlichkeit gab in einer Adresse an den Großherzog diesen Vorwurf zurück und nahm darin auf die Verunglimpfungen und Herabwürdigungen Bezug, die der evangelische Glaube in der katholischen Presse, besonders aber in Kettelers Hirtenbriefen erfahren habe. Dieser bezeichnete in einem Schreiben an den Prälaten und Superintendenten Zimmermann die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen als unwahr und forderte ihre Zurücknahme. Zimmermann aber hielt die Behauptungen der Geistlichkeit, die er ausdrücklich zu den seinigen machte, im Einverständnis mit den beiden anderen Superintendenten aufrecht und trat in ausführlicher Darlegung den Beweis an. Ketteler antwortete mit jener Broschüre über „Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens", von der wir schon Notiz genommen haben.

An dieser Abhandlung haftet ein dauerndes Interesse, sofern Ketteler hier, nachdem er die Beschuldigungen der Gegner im einzelnen durchgenommen und zu widerlegen versucht hatte, in einem Schlußabschnitt seine grundsätzliche Stellung zur Frage der Toleranz oder, wie er sagt, der Parität auseinandersetzte. Er will das Wort in doppeltem Sinn verstanden wissen: im Sinn einer rechtlichen und im Sinn einer inneren Parität im Geiste des einzelnen Menschen. Parität im ersteren Sinn fordere von allen Staatsangehörigen Achtung und Anerkennung der rechtlichen Gleichstellung der Konfessionen und ein dementsprechendes Verhalten; Parität im letzteren Sinn bedeute aber auch die innere Anerkennung nicht bloß vor dem Staatsgesetze, sondern auch vor dem Gottesgesetze, vor der Wahrheit. Zur Parität im ersteren Sinn bekennt sich der Bischof ohne Rückhalt; von der Parität im zweiten Sinn meint er, daß sie unvernünftig, unchristlich und ungerecht sei, der Gewissensfreiheit widerspreche und unter dem Schein, als bringe sie den Frieden der Geister, nur zu Streit und Zank, ja zu einer wahren Religionsverfolgung führe. Den Einwand, daß die Anerkennung der rechtlichen Parität ohne innere Zustimmung nicht aufrichtig sein könne, weist er als unklar zurück; er könne die rechtliche Parität für eine Konfession anerkennen, deren Glaubenssätze er für verwerflich halte, nicht weil er den Irrtum für berechtigt halte, sondern weil er dem paritätischen Staat die Berechtigung, hierüber zu entscheiden, nicht zugestehen könne.

Nun ist es ja ohne Frage richtig, daß es unsittlich und irreligiös ist, im Namen der Parität die Forderung des Aufgebens der eigenen Überzeugung zu erheben, wie es unsittlich und irreligiös sein würde, diese Überzeugung aufzugeben, weil ihr eine andere mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung entgegentritt. Das würde gleichbedeutend mit Nichtbesitz sein. Aber von da bis zur Verwerfung der gegenteiligen Überzeugung vor dem Gottesgesetz, vor der Wahrheit ist doch ein weiter Schritt. Dem Katholiken macht freilich sein Glaube, daß es außerhalb der Kirche kein Heil gibt, diesen Schritt zur Pflicht oder kann ihn wenigstens als Pflicht erscheinen lassen. Der Protestant muß ihm das Schriftwort entgegensetzen: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und es ist oder sollte ihm grundsätzlich unmöglich sein, dem religiös oder sittlich begründeten Standpunkt eines anderen die „innere Berechtigung“ abzusprechen. Die katholische Kirche hat nun dem, was sie im Namen Gottes als ihr Recht fordert, eine solche Ausdehnung gegeben, daß sie alle wichtigeren Äußerungen des menschlichen Gemeinschaftslebens in den Kreis dieser Forderungen einbezogen hat. Daraus ergibt sich, daß die folgerichtige Vertretung ihrer Grundsätze in Staat und Gesellschaft zu fortgesetzten Reibungen führen muß. Die Verneinung der inneren Parität kann hier sogar die Gefährdung der Rechtsparität zur Folge haben. Muß es doch sehr zweifelhaft erscheinen, ob Ketteler vor dem Jahre 1803, das den Protestanten in den deutschen katholischen Staaten die Rechtsparität brachte, für die bürgerliche Gleichstellung der Konfessionen eingetreten wäre, an der angesichts der vollendeten Tatsache zu zweifeln oder gar zu rütteln ihm schon sein juristisches Gewissen verboten haben würde.

Die Broschüre über die wahren Grundlagen des religiösen Friedens ist nur ein Glied in einer langen Kette literarischer Veröffentlichungen. Ist schon die Zahl von Kettelers selbständig erschienenen Abhandlungen groß, so ist die Zahl der von ihm geschriebenen oder beeinflußten Zeitungsartikel Legion. Sein Biograph nennt ihn einen „berufenen Zeitungsredakteur“. Er selbst hat das Wort geprägt: „Wenn der heilige Paulus heute lebte, würde er eine Zeitung herausgeben.“ Was ihn bewegte und erfüllte, dem mußte er öffentlichen Ausdruck geben. Auch konnte er schlechterdings nichts auf sich sitzen lassen. Er stand lebenslang auf der Mensur. Dabei muß man anerkennen, daß er sich, wenn er zur Feder griff, wohl zu mäßigen wußte. Er schrieb stets klar und knapp, einfach und eindringlich. Von den Zornausbrüchen, die zwischen seinen vier Wänden auf die Gegner heruntergeprasselt sein mögen, geben die polemischen Schriften gewiß nur eine sehr unzulängliche Vorstellung. Er hat doch sicher in Luther den leibhaftigen Satan gesehen, niemals aber hat er in der Öffentlichkeit eine ihn herabsetzende Äußerung getan. Seine Polemik ist darin vornehm, daß er weder mit Nadeln sticht noch mit versteckten Anspielungen arbeitet; er ist weder hinterhältig noch selbstgefällig. Wo er eine unehrliche Kampfmethode wittert oder sich einer solchen bezichtigt sieht — ob mit Recht oder Unrecht, kommt hier nicht in Betracht —, da schlägt er mit Keulen drein. Seine ganze Art hat etwas so Urgermanisches, unter Umständen auch täppisch Germanisches, daß sie selbst beim Gegner, der ihm sachlich gar nichts abzunehmen geneigt ist, Sympathie erwecken muß. Ungerecht ist er freilich: Anerkennung seines Gegners wird man bei ihm vergeblich suchen, ja, er scheut sich durchaus nicht, ihm die häßlichen Beweggründe zu unterstellen, die er für seine eigene Handlungsweise stets mit Entrüstung abwies.

Im März 1868, also zu der Zeit, als die konfessionellen Gegensätze einen Höhepunkt erreicht hatten, ließ sich die „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung“ schreiben: „Wer in Hessen lebt und nicht mit verbundenen Augen der Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse gegenübersteht, wird das Gefühl nicht los, ja empfindet es in allen Adern, daß ... die katholische Kirche auch in Hessen einen gewaltigen Aufschwung gewonnen hat, daß Bischof Ketteler in der Tat eine Macht geworden ist in Hessen und einen bedeutenden Einfluß übt in den maßgebenden Kreisen. ... Persönlichkeiten und Charaktere wie Bischof Ketteler müssen eben herrschen und Einfluß gewinnen, wo sie ihren Wirkungskreis zu entfalten berufen sind. Es ist ein Naturgesetz, daß der Schwache sich vor dem Starken beuge.“ Dieses Urteil aus protestantischem, freilich hochkirchlichem Munde gibt die Tatsachen richtig wieder; es lehrt sie auch verstehen.

III.

Die Jahre, in denen sich Ketteler seine Stellung als Bischof von Mainz eroberte, waren für die allgemeine Entwicklung der katholischen

Kirche von folgenschwerer Bedeutung. In ihnen vollzog sich der Umschwung, richtiger die Rückkehr des Katholizismus zum Romanismus oder, wie wir von unserem deutschen Standpunkt zu sagen gewohnt sind, zum Ultramontanismus. Darüber, was Ultramontanismus sei, gehen die Meinungen auseinander. Versteht man darunter, der Wortbedeutung folgend, die Auffassung, die den Schwerpunkt des Katholizismus jenseits der Berge, d. h. nach Rom verlegt, so ist damit freilich eine Scheidewand gegen den Katholizismus der Aufklärungszeit errichtet, nicht aber eine Begriffsbestimmung gegeben, die innerhalb des Katholizismus des 19. Jahrhunderts ein unterscheidendes Merkmal festlegt. Dieses Merkmal suchte Döllinger schon 1850 in einer Rede auf dem Katholikentag zu Linz in dem „Bestreben, mit gänzlicher Zurücksetzung oder Vernachlässigung der Eigentümlichkeiten des deutschen Volkes ihm dasjenige, was eine andere Nation nach ihrer Eigentümlichkeit in religiöser Beziehung gestaltet und entwickelt hat, aufdrängen und wie einen fremden Rock dem sich sträubenden deutschen Volke anziehen zu wollen.“ Döllinger dachte dabei vornehmlich an die Theorien von der unumschränkten Herrschaft des unfehlbaren Papstes über die Kirche, die von französischen und italienischen Gelehrten und Literaten gepredigt, durch mannigfache Kanäle, besonders unter dem Einfluß des Jesuitenordens, auch in Deutschland ihren Einzug hielten; aber auch an die Verödung der Wissenschaft und die Verwelschung des kirchlichen Lebens dachte er, die im Gefolge dieser Theorien, wiederum unter Führung der Jesuiten, in der deutschen Kirche die Oberhand gewannen. Gerade zu diesem Thema nahm er in den folgenden Jahren wiederholt das Wort und machte sich dadurch bei den vermöge ihrer meist jesuitischen Erziehung von ultramontanen Grundsätzen erfüllten Bischöfen, noch mehr aber bei der römischen Kurie mißliebig. Besonders in der Zurückdrängung der Universitätsbildung durch die seminaristische bei den Theologen sah er das Unheil. Als der Bischof von Speyer in seiner Diözese ein Seminar mit minderwertigen Lehrkräften errichtete, sprach er von „theologischen Dilettanten“, die „in einer aus dem Stegreif notdürftig zusammengestoppelten Winkelschule“ gesammelt würden. Vor allem aber warnte er vor der Gefahr des Absolutismus, die der Kirche von den neuen Papsttheorien drohe, und suchte in mühsamer Arbeit den gelehrten Nachweis zu erbringen, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes mit den Tatsachen der Geschichte unvereinbar und keineswegs als im Glauben verpflichtender Bestandteil katholischer Lehrverkündigung zu betrachten sei.

Ketteler wollte gewiß kein Ultramontaner in dem von Döllinger bezeichneten Sinn sein und war es auch nicht. Aber ebensowenig vermochte er die Gefahren dieser Richtung zu überschauen, die Döllingers scharfes Auge so sicher erkannte. Dazu mangelte es ihm viel zu sehr an tieferer, vor allem an geschichtlicher Bildung. Graf Hoensbroech schreibt aus persönlicher Kenntnis: „So edel und tief Ketteler in der Frömmigkeit war, so schwach, so oberflächlich war er in der Theologie und in allen Wissenschaften, ohne die ein wahres Leben für die Theologie

nicht möglich ist. Das Hergebrachte, das Plunderzeug, das der Ultramontanismus Philosophie und Geschichte nennt, galt Ketteler als ausgemachte Wahrheit; von wirklicher Philosophie, von wirklicher Geschichte, von wirklicher Exegese hatte er keine Ahnung.“ Zu seinen Lieblingsplänen gehörte der Gedanke einer katholischen Universität. Als dieser Gedanke auf dem Katholikentag zu Aachen 1862 zum erstenmal zu öffentlicher Erörterung kam, griff er ihn begeistert auf. Bei ihm tagte der Ausschuß, der über die Satzungen der zu gründenden Universität beraten sollte. Die geringen Mittel, die für den Plan gezeichnet wurden, schreckten ihn nicht; auf einen großen äußeren Apparat komme es ja nicht an. Als Preußen die Bedürfnisfrage verneinte, Bayern den Bestand einer solchen Hochschule für unvereinbar mit den Rechten und Pflichten des Staates erklärte, hoffte er mit einer Privatanstalt den Anfang machen zu können, „womöglich in einer Stadt, wo auch eine theologische Lehranstalt besteht“. Aber auch aus diesem Plane wurde nichts. Ketteler trug schwer daran. „Der Zustand“, schrieb er an Erzbischof Melchers von Köln, „daß wir nicht eine einzige höhere Lehranstalt haben, welche ex professo die katholische Wissenschaft vertritt, während die der Kirche feindliche Geistesrichtung zahllose derartige Anstalten in unserem Vaterland besitzt, ist wahrhaft unerträglich und verderblich nach allen Seiten hin. Die schlechte Richtung, die in den letzten Jahren leider in München, Tübingen und bei einigen Professoren in Bonn aufgetreten, hat gewiß darin ihren Grund.“

Seine theologische Weisheit hatte er als Student in München auf Windischmanns Anraten aus dem dogmatischen Handbuch des Jesuiten Perrone bezogen. Anfangs von dessen Trockenheit abgeschreckt, hatte er es um der Askese willen, wie Windischmann befahl, also um seinen Willen abzutöten, durchgearbeitet und auch später darin den Leitfaden seiner Dogmatik erblickt. Perrone aber vertrat die Lehre von der unbedingten Herrschaft des Papstes und die übrigen Lieblingslehren seines Ordens. Sie sind Kettelern immer als selbstverständlich erschienen. So hat ihm auch die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria, die Pius IX. 1854 zum Dogma erhob, keinerlei innere Schwierigkeiten bereitet. Er war damals in Rom und empfand die Verkündigung des Dogmas als den Höhepunkt der ihn religiös befriedigenden und ästhetisch reizenden kirchlichen Veranstaltungen, deren Zeuge er war. „Alle Pracht und Herrlichkeit wird sich an diesem Tage entfalten“, heißt es in einem Briefe an seine Schwägerin, „und alles wird geschehen, um die heilige Jungfrau nach besten Kräften zu ehren. Möge die heilige Gottesmutter es mit Wohlgefallen aufnehmen, daß die Kirche sie mitten unter dem Wüten des Unglaubens als die Mutter Gottes bekennt und ehrt. In den Herzen aller Kinder der heiligen Jungfrau wird diese Erklärung gewiß die größte Freude erwecken.“

Wenn der damalige preußische Gesandte am päpstlichen Hof richtig unterrichtet war, so gehörte Ketteler zu den Bischöfen, die bei den Vorberatungen die Verkündigung des Dogmas mit Rücksicht auf die allgemeine kirchenpolitische Lage als inopportun, d. h. nicht zweckdienlich, bezeichnet hatten. Dann hätte er damals schon die Haltung eingenommen,

die ihn im Jahre 1870 bei dem weltgeschichtlichen Moment der Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit veranlaßte, vor der entscheidenden Sitzung Rom zu verlassen. Auch hier bestanden ja für ihn keine dogmatischen Schwierigkeiten oder theologischen Bedenken. Die Unfehlbarkeit des päpstlichen als Ausfluß des kirchlichen Lehramtes war notwendiger Bestandteil seiner katholischen Überzeugung, und es ist nicht bekannt, auch nicht anzunehmen, daß er jemals daran gezweifelt hätte. Es ist zwar gelegentlich behauptet worden, daß ihm die Unfehlbarkeit als eine neue Glaubenslehre und ihre Verkündigung als etwas Unerhörtes gegolten habe. Soweit es sich dabei nicht um eine falsche Ausdeutung seiner Stellung in der Zweckdienlichkeitsfrage handelt, stützt sich diese Behauptung vornehmlich darauf, daß Ketteler einige Zeit vor der Entscheidung eine umfangreiche Abhandlung unter den Konzilsteilnehmern verteilen ließ, in der ein „angesehener Theologe“ auf seine Veranlassung alle gegen die Unfehlbarkeit und ihre Dogmatisierung sprechenden Bedenken zusammengestellt hatte. Ketteler hat wiederholt und in der glaubwürdigsten Weise dargetan, daß diese Schrift lediglich dazu dienen sollte, „eine immer allseitigere Prüfung der dem Konzil zur Entscheidung vorliegenden Fragen zu veranlassen und auch die Einwendungen der Gegner in einer scharf theologischen Fassung und mit allen Mitteln, welche die theologische Wissenschaft bietet, zum Ausdruck zu bringen“. In seiner Überzeugung haben ihn auch die schweren Erfahrungen vom Menschlichen, Allzumenschlichen, die er während der langen Verhandlungen in Rom machen mußte, nicht wankend gemacht. „Sein kindlicher Glaube“, schreibt Hoensbroech, „trug ihn wie auf breiten Schwingen hinüber über gähnende Schlünde, und seine Unwissenheit in der Theologie und in den Wissenschaften überhaupt ließ ihn die Abgründe, an denen er wandelte, nicht sehen.“

Wie er es bei solcher Sachlage über sich gebracht hat, in der letzten Generalkongregation des Konzils bei der Abstimmung über die entscheidende Vorlage Non placet, d. h. Nein zu sagen und der Schlußabstimmung im Plenum auszuweichen, um nicht in die Zwangslage versetzt zu werden, „öffentlich und im Angesicht des Vaters“ sein Nein zu wiederholen, kann hier im einzelnen nicht dargelegt werden. Angesichts der drohenden Vernichtung der weltlichen Gewalt des Papsttums lag es ihm wie den übrigen Bischöfen der Minderheit schwer auf der Seele, daß der nach der Verkündigung des Dogmas zu erwartende Widerstand auch unter den Gläubigen einen Riß herbeiführen könne, der die Lage der Kirche noch schwieriger machen mußte, als sie ohnehin war. Aber wenigstens in einem Punkte stand er auch sachlich anders als die extremen Anhänger des neuen Dogmas. An dem Zusatz im dritten Kapitel der Vorlage, worin dem Papst der ausschließliche Besitz aller kirchlichen Gewaltfülle zugesprochen wurde, nahm er ebenso Anstoß, wie er es für notwendig hielt, in dem von der Unfehlbarkeit handelnden Abschnitt die Bestimmung einzufügen, daß die Lehrentscheidungen des Papstes nur dann unfehlbar seien, wenn er sich auf das Zeugnis der Kirche stützen könne. Für die Streichung jenes Zusatzes und die Einschaltung dieser Bestimmung hat er bis zuletzt gekämpft. Um

sie zu erreichen, hat er sich in der denkwürdigen Audienz vom 15. Juli dem Papste zu Füßen geworfen und den Vater der katholischen Welt angefleht, er möge der Kirche und den Bischöfen durch etwas Nachgiebigkeit Frieden und Einigkeit wiedergeben.

Seine Haltung auf dem Konzil ist ihm von seinen Gesinnungsgenossen auf das schwerste verdacht worden. Nicht einmal die Nächststehenden konnten sich darin finden. Hoensbroech, hier, wenn irgendwo, ein einwandsfreier Zeuge, schreibt darüber: „Wie sind sie über ihn hergefallen, seine eigenen Verwandten und Bekannten! Wie manchen Strauß habe ich nicht in jugendlicher Hitze in den adeligen Kreisen Rheinlands und Westfalens, auch im eigenen Elternhaus für ‚meinen Bischof‘ durchgefochten! Als Liberaler, als halber Ketzer wurde ich verschrien; der Umgang mit ihm — ich berichte Tatsachen — sollte gemieden werden.“ So bitter diese Erfahrung für Ketteler sein mußte, noch schmerzlicher mußte ihm der Vorwurf der Charakterlosigkeit und Unehrlichkeit sein, der gegen ihn erhoben wurde, als er sich nach gefallener Entscheidung dem Willen des Konzils vorbehaltlos unterwarf. Steht doch gerade diese Unterwerfung, die für ihn nicht einmal ein Opfer des Verstandes bedeutete, in völligem Einklang mit seinem Wesen als Mensch und Katholik. Die Unterwerfung seines Privaturteils unter die Lehrautorität der Kirche bedeutete für ihn „nichts Unmännliches, nichts Charakterloses, sondern eine Unterwerfung des menschlichen Geistes unter den göttlichen Geist“. Der Gedanke, daß das Konzil durch seine Entscheidung die päpstlichen Lehraussprüche nicht ausdrücklich von der Zustimmung der Kirche unabhängig machte, das Konzil sich also in gewissem Sinne selber abschaffte und somit eine Verschiebung der Lehrautorität eintreten konnte, hat ihn offenbar nicht weiter beunruhigt.

Als Ketteler von Rom zurückkehrte, rüstete Deutschland den Krieg mit Frankreich. Wenige Monate später war das neue Reich erstanden. Ketteler sah sich ganz neuen Verhältnissen gegenüber. Vor allem lag ihm daran, bei den, wie zu erwarten war, einschneidenden Beratungen des ersten Reichstags die Rechte der katholischen Kirche sicherzustellen. Es mußte dem Bischof willkommen sein, daß er selbst als Abgeordneter in diesen Reichstag einziehen konnte. Freilich bedeutete der Aufenthalt in Berlin für ihn eine schwere Geduldsprobe, nicht nur wegen der schmerzlich empfundenen Abwesenheit von seiner Gemeinde, die ihm schon den wiederholten Aufenthalt in Rom getrübt hatte, und der er jetzt durch öftere Beurlaubung von den Geschäften des Reichstags entgegenzuwirken suchte. Es war auch die protestantische Umgebung, unter der er litt. In Berlin ist ihm „alles eisig kalt und irdisch über alles Maß und allen Ausdruck;“ er hat „Heißhunger nach einem Glöckchen, das an Gott erinnert.“ „Dazu dann diese feindliche Richtung gegen alles, was uns heilig und teuer ist, welche man nicht nur in allen Regierungskreisen, sondern auch sonst überall, namentlich in der Presse, wahrnimmt.“ Er schloß sich, wie natürlich, dem Zentrum an, bei dessen Bildung und Programm er übrigens nicht zu Rate gezogen worden war. Das Wort

ergriff er selten, dann aber mit leidenschaftlichem Nachdruck. So als es sich um den Antrag des Zentrums handelte, den Artikel 15 der preußischen Verfassung, der die freie Bewegung der staatlich anerkannten Religionsgesellschaften gewährleistete, in die Reichsverfassung hinüberzunehmen. So bei der Beratung des sogenannten „Kanzelparagraphen", der den Mißbrauch der Predigt zu politischer Agitation mit Strafe belegte. Nebenher ging eine rege publizistische Tätigkeit, Preßfehden blieben dem „streitbaren Bischof" auch hier nicht erspart.

Neues hatte der Politiker Ketteler dem Reichstag nicht zu sagen. Sein Programm stand seit Jahrzehnten fest, und er hatte ihm wiederholt öffentlichen Ausdruck gegeben, zuletzt und am umfassendsten in der 1867 erschienenen lesenswerten Schrift: „Deutschland nach dem Kriege von 1866". Ketteler war geborener Preuße, und der Vorwurf, er sei ein Preußenfeind, gehörte zu den vielen, die er als Verleumdung zurückwies. Auch Hoensbroech hat ihn dagegen in Schutz genommen und den anscheinenden Widerspruch zwischen Kettelers „energischer Anhänglichkeit an Preußen" und seiner Begeisterung für Österreich und besonders für das österreichische Kaiserhaus unter Hinweis auf seine eigene Erfahrung aus der Psychologie des Katholiken, näher des zum rheinischen und westfälischen Adel gehörigen Katholiken, erklärt. Wirklich dürfte der Vorwurf der Preußenfeindlichkeit kaum anders zu beurteilen sein als der der Vaterlandslosigkeit, mit dem die politische Polemik so gerne arbeitet. Eine andere Frage aber ist es, ob Ketteler für Preußens Beruf im neuen oder neuwerdenden Deutschland Verständnis besessen hat, und diese Frage wird man verneinen dürfen. Er war Großdeutscher und zwar von der besonderen Art derjenigen, die noch während der Vorbereitungszeit auf 1870 dem heiligen römischen Reich deutscher Nation nachtrauerten. Der 6. August 1806, „dieser Todestag des deutschen Reiches", sollte nach ihm „in jedem Jahre ein nationaler Trauertag des ganzen deutschen Volkes" sein. Selbstverständlich verwarf er den Krieg von 1866; ebenso selbstverständlich maß er die größere Schuld an seinem Ausbruch Preußen zu. Die Behauptung von der für Deutschlands Entwicklung notwendigen Führerschaft Preußens nannte er Borussianismus, und ihre literarischen Vertreter, wie Droysen und Häusser, tat er als Doktrinäre ab. Obwohl er ahnte und es aussprach, daß „neue gewaltige Katastrophen" eintreten könnten, kam ihm der Gedanke nicht in den Sinn, daß eine solche „Katastrophe" zur Einigung Deutschlands führen könnte. Und dabei hat er doch selbst als sein Ideal „ein einiges Deutschland" bezeichnet, „mit einer Reichsgewalt, alle deutschen Völker mit allen Ländern, die durch ihre Geschichte zu Deutschland gehören, umschließend und ihnen unter ihren angestammten Fürstengeschlechtern freie Selbstregierung unbeschadet einer starken Zentralgewalt gewährend." Aber diese Zentralgewalt gebührte nach seiner Überzeugung Habsburg, nicht Hohenzollern. So forderte es das „historische Recht", über dessen Verletzung Ketteler so gerne klagte. Es sind keine Anzeichen vorhanden, daß er angesichts der inhaltlichen Erfüllung seines Ideals 1871 diese Überzeugung geändert hätte.

Klang bei solcher Beurteilung der deutschen Frage sein Katholizismus deutlich mit, so gab er bei seiner Stellung zu den Fragen der inneren Politik den Grundton an. Ketteler verabscheute den Liberalismus. Er sah in ihm ein Erzeugnis der französischen Revolution und forderte mit gewohnter Heftigkeit den vollständigen und gründlichen Bruch mit der „Nachäfferei französischer Staatsformen", die ihm in den Bestrebungen der Liberalen verkörpert schien. Gervinus' Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts flößte ihm Widerwillen ein. „Freiheit, Autorität und Kirche" hat er die 1862 erschienenen „Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart" betitelt, und diese Dreieinigkeit beherrscht sein politisches Glaubensbekenntnis. Daß darin die Kirche die führende Stimme hatte, bedarf keiner besonderen Betonung; von wahrer Freiheit und wahrer Autorität kann in Kettelers Sinne nur die Rede sein, wo „die katholische Kirche als die von Gott auf Erden für alle Zeiten und zur Erlösung aller Menschen gegründete Anstalt" anerkannt ist. Sie wird auch in Zukunft „der innerste Mittelpunkt aller großen geistigen Kämpfe der Welt" bleiben. „Der Kampf gegen die Wahrheiten, die Gott in der Kirche, der Säule und Grundfeste der Wahrheit für alle Zeiten, niedergelegt hat, auf der einen Seite; der Sieg dieser Wahrheiten trotz aller scheinbaren Niederlagen, und der Segen, der diesen Sieg begleitet, auf der anderen Seite: das ist die Achse, um die sich das geistige Leben und Ringen der Welt dreht bis an das Ende derselben."

Bei solchen Anschauungen kann es nicht wundernehmen, daß Ketteler das Erscheinen des päpstlichen Syllabus von 1864, d. h. des Verzeichnisses der von der Kirche verworfenen neuzeitlichen Irrtümer, als eine Tat begrüßte. Er hat an der Vorbereitung lebhaften Anteil genommen und zur Ausarbeitung Material beigesteuert. In diesem Fall beunruhigte ihn auch nicht die Frage nach der Zweckdienlichkeit der Veröffentlichung, die andere Bischöfe, z. B. Dupanloup von Orleans, glaubten verneinen zu sollen. Es schien ihm im Gegenteil „von höchster Bedeutung und von größtem Nutzen", daß die durch den Syllabus bezeichneten Anschauungen „vom Nachfolger des heiligen Petrus, dem wahren Statthalter Christi auf Erden, in möglichst feierlicher Weise verworfen" würden. „Denn sie enthalten ohne Zweifel gerade jene Irrtümer, durch welche heutzutage nicht bloß wider die göttliche Obrigkeit und die katholische Kirche der Kampf geführt, sondern auch das ganze christliche Gemeinwesen und die Fundamente selbst, auf welchen alle moralische und soziale Ordnung ruht, bedroht werden." Als auch unter den Katholiken Zweifel darüber laut wurden, wie weit sie angesichts des Syllabus den Zeitforderungen gegenüber bei Anerkennung der Gewissensfreiheit und einer paritätischen Stellung verschiedener Religionsbekenntnisse im Staate gehen könnten, ohne kirchliche Grundsätze zu verletzen, suchte Ketteler das Geltungsbereich bedenklich klingender Sätze einzuschränken. Wurde im Syllabus die Behauptung verworfen, daß es in unserer Zeit nicht mehr angebracht sei, die katholische Religion als die einzige Staatsreligion unter Ausschluß aller anderen Kulte anzusehen, so deutete Ketteler diesen Satz auf

die besonderen Verhältnisse Spaniens. Hieß es, daß es nicht gut sei, in gewissen katholischen Ländern den Einwanderern gesetzlich die freie Ausübung ihres Kultus zu gewährleisten, so verwies er auf die Republik Neu-Granada, für die Pius IX. unter besonderen Verhältnissen 1852 diesen Satz eingeschärft hatte. In dem Syllabus wurde es aber auch als eine verwerfliche Ansicht bezeichnet, daß „der Protestantismus nichts anderes ist als eine verschiedene Form derselben wahren Religion, in der es gegeben ist, Gott ebenso wohlgefällig zu sein als in der katholischen Kirche". Zu diesem Satz hat Ketteler sich nicht geäußert, auch nicht, als er bei seiner Auseinandersetzung mit der hessischen Geistlichkeit seine Auffassung von wahrer und falscher Parität darlegte. Aber was er damals ausführte, zeigt, daß er auch diesen Satz billigte und ihn vermutlich nicht einmal als verletzend empfunden haben wird.

Mit Schluß der zweiten Session des Reichstags im März 1872 legte Ketteler sein Mandat in die Hände seiner Wähler zurück. Er glaubte, die Pflichten des Abgeordneten mit den Pflichten seines bischöflichen Amtes nicht vereinigen zu können. Aber er war auch niedergeschlagen von dem Ergebnis der Beratungen. „Der Liberalismus hat vollständig gesiegt", heißt es in der Broschüre über „Die Zentrumsfraktion auf dem ersten Reichstag", mit der er seine Mandatsniederlegung rechtfertigen und sein Verhältnis zur Partei vor Mißverständnissen schützen wollte. Ihn hatte in das Parlament vornehmlich der Wunsch geführt, in die Reichsverfassung die Artikel der preußischen Verfassung aufgenommen zu sehen, die ihm die Freiheit der katholischen Kirche unter gegebenen Verhältnissen ausreichend zu schützen schienen. Da dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging, glaubte er sich zurückziehen zu sollen. In zwei längeren Unterredungen hatte er Bismarck für sein Programm zu gewinnen und ihn davon zu überzeugen gesucht, daß von einer Feindschaft der Katholiken gegen das neue Reich nicht geredet werden dürfe, auch ihn darauf hingewiesen, „wie schwer er Deutschland schädigen werde, wenn er es durch eine neue Gesetzgebung über Staat, Kirche und Schule dem Liberalismus und dem Freimaurertum überliefere."

Die Unterredungen mit Bismarck haben Ketteler nachhaltig beschäftigt. In seinem Nachlaß fanden sich die Entwürfe zu drei Arbeiten über des Kanzlers Stellung zur katholischen Kirche und seine persönliche Gesinnung. Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, die beiden Männer miteinander zu vergleichen. Überraschende Ähnlichkeiten treten uns entgegen. Schon äußerlich. Hoensbroech, der ihn so oft gesehen hat, preist das „wundervolle Auge" des Bischofs, dessen Blick Innigkeit, Milde und Kraft vereinte; dieses Auge und „die mächtige, aufgereckte Gestalt, die starkknochige Figur, den auffallenden Schädel, die breit ausgelagerte, hochgewölbte Stirn" teilte er mit Bismarck. Dazu dieselbe Urkraft germanischen Wesens, dieselbe vulkanische Leidenschaftlichkeit, die gleiche Kampflust und Rücksichtslosigkeit, die völlige Unbekümmertheit um den Gegner und das mangelnde Verständnis für gegnerische Ansichten bei großer Empfindlichkeit gegen Angriff und Vorwurf. Beide eiserne Willensmenschen und doch von zarter

Gemütsart und feinstem Familiensinn, Herrschernaturen beide, die keinen Widerspruch duldeten, und doch sich beide von einem Höheren getragen fühlend, beide erfüllt von ihrem gottgewollten Beruf, unentwegt das Ziel im Auge haltend, das sie sich gesteckt wußten: der Pfarrer von Hopsten und der Deichhauptmann von Schönhausen, der Bischof von Mainz und der Kanzler des Reichs. Und doch wieder beide so verschieden, wie es der Protestant und der Katholik nur sein können. Welten trennen sie. Der eine kasteiet sich an Leib und Seele, läßt sich durch die heilige Katharina von Genua über das Fegefeuer unterrichten und fühlt sich als Kind der heiligen Jungfrau, der andere steht mit beiden Füßen mitten im Strudel dieser Welt und findet seine Erbauung in der Lutherbibel, bei Goethe und bei Carlyle, derbem Scherze nicht abhold, von jenem Humor durchtränkt, den man beim Bischof ungern vermißt, und mit dem Sarkasmus begabt, von dem sich bei diesem keine Spur findet. In schicksalsschweren Stunden zu leitender Stelle berufen, haben sie beide nach dem Höchsten gerungen, ihr Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, und ihr Weg voll Hindernisse. Aber den einen führte dieser Weg nach Rom, den anderen nach Versailles: der Bischof rüstet sich zur Konzilsfahrt, von dem Gedanken erschüttert, „sich, den Unwürdigen", wie Hoensbroech ihm nachempfindet, „jetzt selbst eingereiht zu sehen in die erlauchte Schar der Kirchenväter und Kirchenlehrer"; hingeworfen zu den Füßen Seiner Heiligkeit fleht er um ein Zugeständnis, und vor der Rückkehr muß er bekennen, daß ihn „der unselige Zwist, welcher jetzt die Bischöfe spaltet, matt und müde" gemacht hat. Den Staatsmann aber trägt das jubelnde Vertrauen seines Volkes über die Schlachtfelder und durch die Kabinette in das französische Königsschloß, und dort überreicht er seinem Fürsten in feierlicher Versammlung aufrechten Hauptes die Urkunde der Kaiserproklamation. Für Ketteler stand die Freiheit seiner Kirche über allem, für Bismarck war nach seinem eignen Wort „die Richtung unserer Politik nicht durch ein konfessionelles Ziel bestimmt, sondern lediglich durch das Bestreben, die auf dem Schlachtfelde gewonnene Einheit möglichst dauerhaft zu gestalten."

An der Stelle der „Gedanken und Erinnerungen", der die soeben angeführten Worte entnommen sind, schreibt Bismarck weiter: „Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Überzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen." So deutlich in diesen Worten die Ansprüche der Kirche als unberechtigt gekennzeichnet sind, so liegt doch in ihnen auch das Bekenntnis, daß die Mittel, durch die Bismarck die Kirche von ihren Ansprüchen zu heilen versuchte, untauglich waren. Wer heute auf den sogenannten „Kulturkampf" zurückblickt, der versteht kaum, wie man sich angesichts der Er-

stärkung eines im besonderen Sinne katholischen Bewußtseins bei Geistlichen und Laien und nach den Erfahrungen, die man mit den Reizungen dieses Bewußtseins in Preußen, Baden und Hessen wiederholt gemacht hatte, der Hoffnung hingeben konnte, mit den Waffen aus der Rüstkammer aufklärerischer Staatsgewalt Erfolge zu erzielen. Andererseits war nun einmal der Neubau des Reichs von durchaus unkatholischer Grundlage aus in Angriff genommen worden, und je nutzbringender und notwendiger sich diese Arbeit dem Geist des leitenden Staatsmanns darstellte, um so bitterer mußte er es empfinden, daß feindselige Mächte die Fugen seines Baues zu lockern bestrebt waren. Er schlug mit Keulen drein, aber die Dämonen konnte er nicht treffen, und was er traf, das zu zerschmettern war seine Absicht nie gewesen.

In Ketteler bäumte sich alles auf gegen die Tyrannei der neuen Gesetzgebung. „Durch Staatsgewalt und Staatsgesetze will man", so rief er aus, „das mehr als tausendjährige Recht des christlichen Volkes vernichten, gewaltsam ihm den christlichen Glauben entreißen". Er sah sein Lebenswerk bedroht: sein Mainzer Seminar wurde geschlossen, seine Pfarren verwaisten, ihn selbst forderte man vor Gericht, und rings um ihn leerten sich die Bischofsstühle. Flammende Proteste kamen von seinen Lippen, eine Schrift nach der anderen verließ die Presse: die Katholiken im Deutschen Reiche, die Trennung der Schule von der Kirche, die moderne Tendenz-Wissenschaft, die Anschauungen des Kultusministers Herrn Dr. Falk über die katholische Kirche, der Kulturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen, der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu seiner Wiederherstellung. In allen diesen Schriften wird das Thema von der Verfolgung und der gewaltsamen Unterdrückung der katholischen Kirche in immer wiederholten Wendungen behandelt. Die Kirche „hat nur die Wahl zwischen allmählichem Untergang in schmachvoller Selbsterniedrigung oder dem Martyrium. Die Wahl des letzteren kann für einen Katholiken für einen Bischof, der von der Göttlichkeit des Christentums und der Wahrheit seiner Kirche überzeugt ist, nicht einen Augenblick zweifelhaft sein". Ebensowenig zweifelhaft aber war dem Bischof der endliche Sieg seiner Kirche: denn „die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden".

In der hochgradigen Erregung dieser Kampfzeit hat er sich zu einer Maßregel hinreißen lassen, von der er wissen mußte, daß sie die nationalen Empfindungen auf das heftigste zu empören geeignet war. Durch Ausschreiben vom 19. August 1874 verbot der Bischof seinem Klerus die kirchliche Beteiligung an der Sedanfeier. Zur Begründung stellte er voran, daß die Feier nicht dem allgemeinen Volksbewußtsein entspringe, sondern nur zu oft etwas Künstliches sei, durch Treibereien aller Art hervorgerufen, und daß sie nicht selten Nebenabsichten diene, die mit wahrer Vaterlandsliebe nichts zu tun haben. Eine Partei sei es, von der diese Feier ausgehe, und die sich fälschlich als die Vertreterin des deutschen Volkes gebärde, während sie doch an der Spitze des Kampfes gegen das Christentum und die katholische Kirche stehe. „Sie feiert in der Sedanfeier nicht so sehr den Sieg des deutschen Volkes über Frankreich, als die Siege ihrer Partei über die katholische Kirche." Über ihre eigenen Wunden soll diese Kirche jubeln, blutige Tränen weinen und Freudenfeste feiern. Zu solchem Spott kann sie sich nicht hergeben. „Wenn erst das deutsche und christliche Volk aus seinem eignen Herzen heraus ein großes Volksfest feiert, dann wollen wir mit unseren Glocken und mit unserem Gottesdienst wahrlich nicht zurückbleiben. Zur Verherrlichung der Feste einer antichristlichen Richtung aber wirken wir nicht mit." Kein Wunder, daß diese alles Maß berechtigter Erregung überschreitenden und den Gegenstand des Streites durchaus verschiebenden Worte entsprechenden Widerhall auslösten.

Unter solchen Umständen ist es erfreulich und wirkt sänftigend, den Blick noch einmal ruhen zu lassen auf dem, was Kettelers eigentlichen Ruhmestitel bedeutet: seine Wirksamkeit an der einzelnen Seele und seine soziale Tätigkeit. Er war ein Seelsorger, wie nur je einer gewesen ist. Ob er zu den Kindern sprach, die ihn nach der Firmung oder beim Kaffee, zu dem er sie eingeladen hatte, jubelnd und zutraulich umdrängten, oder einen Vater nach schwerem Verlust tröstete, oder von der Kanzel zu seiner Gemeinde sprach, immer die gleiche Würde und Hoheit, Güte und Freundlichkeit. Man kann den Brief nicht ohne Rührung lesen, den er mitten aus den aufreibenden Wirren in Rom heraus an einen Lehrer in Gemsheim richtete, der seinen Sohn, einen jungen Priester, verloren hatte. Einen Fürsten im Reich der Seelen nennt Hoensbroech ihn mit schönem Wort, einen Vater der Armen und Verlassenen, dem das Kreuz, das er auf der Brust trug, das Symbol des Schriftwortes war: Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. In seinen Predigten und Hirtenbriefen nimmt darum die Behandlung der „sozialen Frage" einen beherrschenden Raum ein. Er hat ihr eine besondere Abhandlung gewidmet: „Die Arbeiterfrage und das Christentum" (1864), eine Schrift von bleibender Bedeutung. Daß Ketteler die volkswirtschaftlichen Fragen nach den Grundsätzen der katholischen Sittenlehre beantwortete, versteht sich bei ihm von selbst. Ob seine Antwort überall zulänglich ist, kann hier nicht untersucht werden.[1]) Gewiß ist, daß er sich mit Stolz und Recht als Arbeiterfreund bezeichnen durfte, und daß er für die Lösung manchen Problems als einer der Ersten die Wege gewiesen hat, die später die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reiches beschritt. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß er in diesem Falle auch einem Toten Ehre erwies, mit dem ihn innerlich wohl nichts verband. Drei Mitglieder eines Lassalleschen Arbeitervereins hatten sich (1866) an ihn mit der Frage gewandt, ob ihnen wegen der Teilnahme am Verein der

1) Eine lehrreiche Übersicht findet man bei Johannes Mundwiler S. J., Bischof von Ketteler als Vorkämpfer der christlichen Sozialreform, seine soziale Arbeit und sein soziales Programm. München 1911. Buchhandlung des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine. 140 S. 1,50 ℳ.

Empfang der Sakramente verweigert werden könne. Die Beantwortung der besonderen Frage als nicht zu seiner Zuständigkeit gehörig abweisend, sprach Ketteler sich im allgemeinen dahin aus, daß er die Teilnahme am Arbeiterverein, soweit dessen ursprüngliche Bestimmung in Betracht komme, nicht für unvereinbar mit den Pflichten eines katholischen Christen halten könne. Lassalle habe zwar dem Christentum fern, aber nicht feindlich gegenübergestanden. Seine Bildung habe ihn sogar dahin gebracht, ab und zu mit eigenen Augen in lautere Quellen des Christentums hineinzublicken. Angesichts der gegenwärtigen Leitung des Vereins, die ihn nur für die Interessen ihres Unglaubens und ihrer Abneigung, ja ihres Hasses gegen Christentum und Kirche zu verwenden geneigt sei, müsse er freilich die Teilnahme entschieden widerraten.

Noch einmal führte ihn ein besonderer Anlaß, das goldene Bischofsjubiläum Pius IX. 1877, nach Rom. Von dieser Reise sollte er nicht mehr lebend nach Mainz zurückkehren. Ob er den Keim der Krankheit von Rom mitgenommen hat, läßt sich aus den Berichten nicht ersehen. Den Rückweg nahm er über Burghausen an der Salzach, wo sein Freund und Verwandter, der frühere Husarenrittmeister und spätere Priester Frh. Klemens von Korff, nun Novize im Kapuzinerkloster, sich seinen Besuch erbeten hatte. Anfang Juni traf er im Kloster ein, um sich sofort unter bedenklichen Erscheinungen zu Bett zu legen. Am 13. Juli starb er, ruhig und gefaßt. „Ohne Kampf, ohne Seufzer, ohne auch nur die Stellung zu ändern, hatte er leise ausgehaucht." Am 18. Juli ward die Leiche mit großer Feierlichkeit im Dom zu Mainz beigesetzt. Bei Eröffnung des Testamentes las man die Worte: „Außer dem in meinem Schreibtisch befindlichen baren Gelde habe ich kein Vermögen, was ich hatte, habe ich zu guten Zwecken verwendet."

Janssen, der katholische Historiker, hat Ketteler einen Millennarmenschen genannt, einen Mann, wie er nur alle tausend Jahre geboren wird. Dieses Wort wird ihm von Biographen und Lobrednern immer wieder nachgesprochen. Es enthält eine ungeheure Übertreibung. Auch einen Säkularmenschen, also einen Mann, der in seinem Jahrhundert eine überragende Erscheinung ist, kann Ketteler nur nennen, wer in der Erneuerung der katholischen Kirche in Deutschland die rettende Tat des 19. Jahrhunderts erblickt. Wer diesem Urteil nicht beizupflichten vermag, der wird zwar anerkennen und sogar betonen müssen, daß auch der Name Ketteler dauernd eingegraben ist in die Tafeln der Geschichte unseres Volkes, aber er wird sich auch nicht verhehlen dürfen, daß dieser Name neben den wirklich großen, die dort in unvergänglichen Lettern leuchten, nur einen schwachen Schein zu werfen vermag.

Verlag des Evangelischen Bundes, Halle (Saale).

Borromäus-Enzyklika Pius' X. vom 26. Mai 1910. (Lateinisch und deutsch mit Aktenstücken.) 75 Pf.

Fey, Dr. C.: Die Wiederaufrichtung des röm. Kirchenwesens in der preuß. Provinz Sachsen. 80 Pf.

Forberger, Pastor Johs.: Moralstatistik und Konfession. 1 M.

Friedewald, Pastor R.: Warum evangelisch? Ein Zwiegespräch über die Unterscheidungslehren der ev. u. kathol. Kirche. 20 Pf.

Goes, Pfarrer E.: Friedhofselend. 40 Pf.

Haußleiter, Prof. D. G.: Die evangel. Mission in den deutschen Schutzgebieten. 25 Pf.

Herrmann, Pastor M.: Die gesetzlichen Bestimmungen über die religiöse Erziehung der Kinder in Mischehen usw. 40 Pf.

Kaftan, Wirkl. Oberkonſ.=Rat Gen.=Sup. D.: Gemeinsame Weltanschauung, Ultramontanismus, Protestantismus. 25 Pf.

Kochs, Ernst: Übertritte aus der röm.=kathol. zur evangel. Kirche in Deutschland während des 19. Jahrhunderts. geb. 3 M.

Lohmann, Amtsger.=Rat Dr.: Religion und Politik. (Vortrag.) 25 Pf.

Mayer, Prof. Dr. Otto: Ist eine Änderung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat anzustreben? (Vortrag.) 25 Pf.

Mirbt, Geh. Konſ.=Rat Prof. D.: Die deutsch=evang. Diaspora im Auslande. 50 Pf.

Mulert, Priv.=Doz. Lic. H.: Antimodernisteneid, freie Forschung und theologische Fakultäten. Mit Anhang: Der Antimodernisteneid, lateinisch und deutsch, nebst Akten=Stücken. 1 M.

Reden und Vorträge, gehalten bei der 23. Generalversammlung des Ev. Bundes (25.—28. Sept. 1910) in Chemnitz. 1 M.

Vigilius, Syllabus und Modernisten=Enzyklika Pius' X. 50 Pf.

Wartburgheft Nr. 50: Luther in Halberstadt. Von Oberpfarrer F. Horn, Halberstadt. 10 Pf.

— Nr. 51: Deutsch=Evangelisch in Lothringen. Von Otto Michaelis, Pfarrer in Metz. 10 Pf.

Winter, Hans: Um das Recht des evang. Religionsunterrichts. 1 M.

Witte, Prof. D. Leop.: Prof. Dr. Fr. W. Foersters „Katholizismus". Eine psychologische Studie. 30 Pf.

Zum Vortrag an evangelischen Volks= und Familienabenden. Herausgegeben von Pastor H. Lehmann, Braunschweig.

Heft 1. Luther im deutschen Lied. 50 Pf.

Heft 2. Luther und wir. 25 Pf.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle (Saale).

:: Empfehlenswerte Ansichtspostkarten ::

Luther und Lutherstätten

Inhalts-Verzeichnis.

Reihe 1. Luther (Cranach'sches Gemälde 1525). Wittenberg: Lutherhaus — Lutherstube — Schloßkirche — Schloßkirche (Thesentür) — Inneres der Schloßkirche mit Luthers und Melanchthons Grab.

Reihe 2. Eisleben: Luthers Geburtshaus — Luthers Taufkapelle in der St. Petri=Pauli=Kirche — St. Andreaskirche mit Lutherkanzel — Luthers Sterbezimmer — Luthers Sterbehaus — Luthers Schlafzimmer im Sterbehause.

Reihe 3. Erfurt: Ehem. Augustinerkloster im Jahre 1669 — Hof des Waisenhauses (ehemaliger Klosterhof) — Klosterarchiv des Augustinerklosters — Augustinerkirche — Martins=Stift — Ehemalige Universität.

Reihe 4. Wartburg: Eingang zur Burg — Wartburg von Osten — von Südwest — Burghof — Kapelle — Lutherstube.

Reihe 5. Lutherbild. Wittenberg: Lutherhaus (Luthers Lehrstuhl) — Melanchthon= u. Luther=Denkmal, Rathaus und Stadtkirche — Stadtkirche — Inneres der Stadtkirche — Luther=Denkmal.

Reihe 6. Eisleben: Luthers Geburtshaus (Hofseite) — St. Andreaskirche mit Lutherkanzel (Blick nach dem Altar) — Luthers Sterbehaus (Hofseite) — Luthers Sterbezimmer — Luthers Bahrtuch im Sterbehause — Luther=Denkmal

Reihe 7 erscheint nicht mehr.

Reihe 8. (kolor.) Eisleben: je 2 Aufnahmen von Luthers Geburts- und Sterbehaus — St. Andreaskirche — Lutherdenkmal.

Reihe 9. (kolor.) Wartburg: 3 Aufnahmen von der Wartburg — Eingang zur Burg — Burghof — Lutherstube.

Reihe 10. (kolor.) Wittenberg: Lutherhaus — Lutherstube — Melanchthon= und Lutherdenkmal, Rathaus und Stadtkirche — Schloßkirche — Lutherdenkmal — Luthereiche.

Reihe 11. Luthers Abreise von Wittenberg zum Reichstage in Worms am 2. April 1521 — Luthers Ankunft auf der Wartburg am 4. Mai 1521 — Luther in Jena — Luthers Vermählung am 13. Juni 1525 zu Wittenberg — Luther im Kreise seiner Familie zu Wittenberg am Christabend 1536 — Luthers Abschied im Jahre 1546, den 23. Januar zu Wittenberg.

Reihe 12 hat denselben Inhalt wie Reihe 11, jedoch in kolorierter Ausführung.

Reihe 1 bis 6 und 11 je 30 Pf., Reihe 8 bis 10 und 12 je 50 Pf.

6 farbige Ansichtspostkarten

nach Gemälden von L. Pauwels, Thumann, Pierson.

Inhalt: Wartburg: Luther=Stube — Luther als Currendeschüler bei Frau Cotta in Eisenach 1499 — Luther verbrennt die Bannbulle vor dem Elstertor zu Wittenberg 10. 12. 1520 — Luthers Ankunft auf der Wartburg, Mai 1521 — Luther auf der Wartburg, die Bibel übersetzend (Mai 1521 bis März 1522) — Luther im Gespräch mit Studenten im „Gasthof zum Bären" in Jena, März 1522.

Je 6 farbige Ansichtspostkarten:

Wartburg im Sommer. — Wartburg im Winter.

Preis je 50 Pfg.

Zu beziehen durch den

Verlag des Evangelischen Bundes, Halle (Saale).